

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1924

---

Nr. 6

---

Adolf Tobler

1850—1923

Von

Hermann Escher

Zürich 1924

Kommissionsverlag von Beer & Cie.

# Neujahrsblätter der Stadtbibliothek.

## Neue Reihenfolge.

- 1842—1848. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. Von Sal. u. A. Sal. Vögelin.  
1849—1850. Beiträge zur Geschichte der Familie Manes. Von G. v. Wyß.  
1851. Leben Johann Kaspar Drelli's. Von Ad. v. Drelli.  
1852. Leben des Herrn Friedrich Du Bois von Montpereux. Von J. J. Horner.  
1853—1854. Geschichte des ehemaligen Chorherrengebäudes beim Grossmünster. Von A. Sal. Vögelin.  
1855. Lebensabriß des Bürgermeisters Johann Heinrich Waser. Von G. v. Wyß.  
1856—1858. Geschichte der Schweizerischen Neujahrsblätter. Von J. J. Horner.  
1859. Die Geschenke Papst Julius II. an die Eidgenossen. Von G. v. Wyß.  
1860. Die Becher der ehemaligen Chorherrenstube. Von A. Sal. Vögelin.  
1861. Kaiser Karls des Großen Bild am Münster in Zürich. Von G. v. Wyß.  
1862—1863. Das Münzkabinet der Stadt Zürich. Von Hch. Meyer-Döhsner.  
1864. Briefe der Johanna Gray und des Erzbischofs Granmer. Von A. Sal. Vögelin.  
1865. Erinnerungen an Zwingli. Von A. Sal. Vögelin.  
1866. Eine Erinnerung an König Heinrich IV. von Frankreich. Von G. v. Wyß.  
1867. Das Freischießen von 1504  
1868. Der Kalender von 1508 } Von A. Sal. Vögelin.  
1869. Herzog Heinrich von Kohan Von G. v. Wyß.  
1870. Die Reise der Zürcherischen Gesandten nach Solothurn zur Beschwörung des Französischen Bündnisses 1777. Von G. Meyer v. Knonau.  
1871. Konrad Pelikan. Von A. Sal. Vögelin.  
1872—1873. Die ehemalige Kunstammer auf der Stadtbibliothek zu Zürich. Von F. Sal. Vögelin.  
1874. Die Legende vom heil. Eligius. Von F. Sal. Vögelin.  
1875—1876. Die Sammlung von Bildnissen Zürcherischer Gelehrten, Künstler und Staatsmänner auf der Stadtbibliothek in Zürich. Von F. Sal. Vögelin.  
1877—1878. Die Glasgemälde von Maschwanden in der Wasserkirche zu Zürich. Von J. R. Rahn.  
1879—1882. Die Holzschneidekunst in Zürich im sechzehnten Jahrhundert. Von F. Sal. Vögelin.  
1883. Die Glasgemälde aus der Stiftspropstei, von der Chorherrenstube und aus dem Pfarrhause zum Grossmünster. Von J. R. Rahn.  
1884—1885. Lebensabriß von Salomon Vögelin, Dr. theol., Pfarrer und Kirchenrat. Von F. Sal. Vögelin.  
1886—1887. Lebensabriß von A. Salomon Vögelin, Dr. phil. und Professor. Von F. Sal. Vögelin.  
1888. Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich. Von Ldw. Hirzel.  
1889. Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Megidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich. Von G. v. Wyß.  
1890. Johannes Stumpfs Lobsprüche auf die dreizehn Orte, nebst einem Beitrag zu seiner Biographie. Von J. Bächtold.  
1891. J. J. Bodmer als Geschichtschreiber. Von Gustav Tobler.  
1892. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309. Von G. v. Wyß.  
1893. Englische Flüchtlinge in Zürich während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von Theodor Vetter.

TU 200, Expl 2

# Neujahrsblatt

herausgegeben von der

# Zentralbibliothek Zürich

auf das Jahr

1924

---

Nr. 6

---

Adolf Tobler

1850—1923

Von

Hermann Escher

Zürich 1924  
Kommissionsverlag von Beer & Cie

g. 1979, 0340  
419

## Borbemerkung.

Im vorliegenden Neujahtsblatt möchte die Zentralbibliothek einer Dankeschuld gegenüber ihrem großen Gönner und Freund nachkommen. Der Verfasser hat darin die Linien weiter ausgeführt, die er unmittelbar nach Toblers Tod in einem Nekrolog in Nr. 914 der Neuen Zürcher Zeitung, wie in einem früheren über Toblers Gattin (N. Z. Z. 1916, Nr. 445) zog. Mit einlässlicher Auskunft und Zustellung von Material haben ihn dabei unterstützt die Herren Oberst F. Affolter, Rektor Dr. E. Amberg und Prof. Dr. Edgar Meyer. Letzterer hat Toblers wissenschaftliche Laufbahn schon in Nr. 918 der Neuen Zürcher Zeitung nachgezeichnet und wird weitere, einlässlichere Artikel im nächsten Heft der Vierteljahrschrift der zürch. Naturforschenden Gesellschaft, Bd. 68, Heft 3/4 (mit einer Bibliographie der Veröffentlichungen Toblers von F. Luginbühl, Chef des hiesigen Telegraphenbüreaus), sowie im Jahrgang 1924 der Verhandlungen der Schweiz. Naturforschenden Gesellschaft folgen lassen. Rektor Amberg gedenkt Toblers militärische Wirksamkeit in einer Fachzeitschrift näher zu beleuchten. (Daneben sei hier auch auf den Nekrolog von F. Luginbühl im Journal télégraphique 1923 Nr. 7 verwiesen.) Dankenswerte Auskunft haben dem Verfasser ferner erteilt die Damen M. Pestalozzi-Stadler, Oberin M. Schucan und Alice Simonius-Blumer, sowie die Herren Jul. Müller, Sekretär des Eidg. Schulrats, Ed. v. Drelli, Aug. Ritter, Adjunkt der Kreispostdirektion, E. Rüeegger, Sekretär der Universität, Prof. Dr. F. Rudio, Arnold Tobler von der Anstalt Balgrist und Emil Zollinger. Die Reproduktion der beiden Porträts ist von den Herren Kunstmaler E. Württenberger in Karlsruhe und Photograph C. Ruf in Zürich freundlichst bewilligt worden. Dem Schlußbildchen liegt eine Photographie von Frä. M. Blumer zugrunde. Zwei weitere Bilder werden die Abhandlungen von Prof. Edgar Meyer zieren.



## I.

**U**dolf Tobler entstammte einer Familie, die schon im 15. Jahrhundert in Zürich eingebürgert war, 1626 das Bürgerrecht wieder erneuerte und den patrizischen Geschlechtern beigezählt wurde. Sie war nie zahlreich, schenkte aber der Vaterstadt eine Reihe origineller Köpfe. Drei seiner Ahnen waren, einer nach dem anderen, Geistliche: Georg Christoph (1666—1708), Pfarrer in Bischofweiler, einer der zwei reformierten Gemeinden des Unterelsaß, die Zürich bis zur französischen Revolution mit Geistlichen versah, dessen gleichnamiger Sohn (1702—1784), Chorherr am Grossmünster, zuvor Pfarrer in St. Margrethen, Meilen und am Prediger, und dessen Enkel Christoph (1743—1821), ebenfalls Chorherr, Professor und Stiftsverwalter — nicht zu verwechseln mit seinem bekannteren Neffen, Chorherr Georg Christoph (1757—1812), der mit Goethe verkehrte und dessen berühmtes, im Journal von Tiefurt erschienenenes Fragment „Die Natur“ lange Zeit diesem zugeschrieben wurde.<sup>1)</sup> Johann Christophs Sohn Leonhard (1779—1861) wurde Kaufmann und gründete 1810 unter dem Namen Tobler-Stadler — seine Frau war Anna Stadler von Flawil — ein Bankgeschäft. Als Geldwechsler besuchte er mit seinem Fourgon und mit Vorräten aller damals in der Schweiz kursierenden Münzsorten vom alten Zürcher Gulden bis zum sog. Brabänder, dem Brabanterthaler, der sein Dasein noch um 1870 in den Rechnungsaufgabeheften der zürcherischen Volksschule fristete, durch lange Jahre die Messen der Schweiz, insbesondere die Zurzacher Messe, und die des angrenzenden Auslands. Das Geschäft war ein sog. Konto-Korrentgeschäft, das sich mit Wechsel, Arbitrage, Inkasso, Darlehen uff. befaßte. Es gelangte bald zu großer Blüte, da es sich bis zum Jahr 1836, d. h. bis zur Gründung der Bank in Zürich, nur mit einer Anzahl von Privatfirmen in den Geschäftsverkehr zu teilen hatte.<sup>2)</sup> Sein Inhaber, der sich in den 30<sup>er</sup> Jahren das in seinen Außenmauern noch heute stehende stattliche Haus in der Winkelwiese erbaute, erwarb, wie die Freitagzeitung bei seinem Tode berichtete, seinen Reichtum mit Ehren und war doch nicht stolz darauf. Für das Ansehen, das er genoß, spricht der Umstand, daß er Mitglied des kaufmännischen Direktoriums war. In anspruchsloser Mäßigkeit ein hohes Alter erreichend, übergab er noch zu Lebzeiten das Geschäft seinem einzigen Sohne Emil (1810—1898), der sich 1842 mit Hen-

riette Finsler, einer Tochter von Geo. Finsler-Hefß, Schwiegersohn des geistvollen und feinsinnigen Maler-Dichters David Hefß und erstem Direktor der Bank in Zürich, verheiratet hatte. Aufgewachsen noch unter dem Druck der Napoleonischen Kriege und der Hungerjahre konnte der schlanke und hagere Mann, der einer peinlich regelmäßigen Lebensweise huldigte, als Typus altzürcherischer Einfachheit gelten. Die mit ihr verbundene Sparsamkeit besaß er vielleicht sogar im Übermaß. Die einfache Lebensführung wurde nur durch die häufigen Geschäftsreisen unterbrochen. Der einzige Luxus des Mannes, der im übrigen seines Geldes nie recht froh wurde, bestand in Wagen und Pferden, die er selber lenkte und mit denen man ihn in Begleitung seines Sohnes noch in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts häufig an schönen Abenden ausfahren sah.

Der Ehe entsprossen zwei Söhne: Emil, geboren 1847, und Gustav Adolf, geboren am 22. Juni 1850, am 10000-Rittertag, dem Tage von Laupen und Murten. Die Mutter überlebte die Geburt des jüngeren Knaben nur kurz; sie starb schon im September 1850. Der ältere folgte ihr 1859 im Tode nach, so daß Adolf dem im Witwerstand verharrenden Vater als einziges Kind verblieb. Die Erziehung des Knaben lag im wesentlichen einer getreuen Magd mit dem altzürcherischen Namen Regula ob, die ihn nicht nur mit Liebe umgab, sondern auch mit so viel Takt leitete, daß weibliches Urteil dem schon erwachsenen jungen Mann bei Gelegenheit bekannte, er stehe andern jungen Leuten, die von ihren Müttern sorgfältig erzogen worden seien, in keiner Hinsicht nach. Überdies nahm sich auch die nebenan im Hause zum Roten Rad an der obern Kirchgasse wohnende Großmutter des Knaben an. Regula blieb bis zur Verheiratung ihres einstigen Pflegekindestes im Hause und setzte sich dann zur Ruhe. Aber noch nach Jahren erwähnt Adolfs Tagebuch gelegentlich der Krankheiten und dann des Hinschiedes der treuen Seele mit dankbarem Empfinden.

Im Jahr 1862 trat der Knabe nach Absolvierung der 6-klassigen Primarschule ins untere Gymnasium ein, wo er zu Schulgefährten u. a. Otto Haab, Eugen Huber, Adolf Kägi, Alfred Kleiner, Moritz Schröter, August Stadler und Otto Stoll<sup>3)</sup> hatte. Das Griechisch behagte ihm nicht besonders. Mehr sagte ihm das Latein zu, das in Form von mannigfachen Sentenzen und sprichwörtlichen Redensarten ihm bis zum Tode gegenwärtig blieb. Aber des Vaters Pläne zielten nicht auf das Studium ab; er wollte sich den Sohn zu seinem Nachfolger im Geschäft erziehen und ließ ihn deshalb im Frühjahr 1866 an die Industrieschule übertreten, die damals noch in eine untere und eine obere Stufe zerfiel und in der letzteren den Schülern die Möglichkeit bot, sich durch Auswahl der Fächer mehr für eine mechanisch-technische, auch chemisch-technische oder aber eine kaufmännische Laufbahn vorzubereiten. Der väterlichen Anordnung hatte der soeben konfirmierte Sohn keinen Widerstand entgegengesetzt. Aber wohin



Adolf Tobler

Nach einem Ölgemälde von Ernst Württenberger aus dem Jahre 1908



seine Neigungen gingen, zeigen gleich die ersten Einträge eines Tagebuches, das er vom Neujahr 1866 an mit nie nachlassender Pünktlichkeit bis zu seinem Tode führte — es ist freilich ausschließlich substanzuell angelegt und enthält nur ganz selten Reflexionen. Wichtigstes der auf Weihnacht und Neujahr erhaltenen Geschenke ist ihm nämlich ein großer Magnet. Und unterm 10. Januar 1866 notiert er: „Abends machte ich das herrliche Experiment der elektrischen Rose“. Wenn nämlich die Schule und das neben ihr eifrig betriebene Reiten irgendwie freie Zeit übrig ließen, wurde solche mit technischen, insbesondere elektrischen Experimenten ausgefüllt, wozu dann allerlei Material, wie Glasröhren, Trichter, Korke, Flaschen, auch Lötrohr uff. zu kaufen war. Beim Großvater entdeckte er eines Tages ein altes Mikroskop. Er bat es sich aus und trug es, um es wieder in Stand stellen zu lassen, voller Freude zum Optiker, der noch kein solches gesehen hatte. Aber nach wenigen Tagen brachte er „den verd. Kasten“ wieder ins großväterliche Haus zurück, weil der Optiker das Instrument als untauglich erklärt hatte. Die Betrübniß legte sich, als der Vater ihm folgenden Tags 25 Fr. für ein neues Mikroskop und der Großvater kurz darauf ein Buch über die Wunder des Mikroskops schenkte.

So sehr sich das Tagebuch über die Schule selber ausschweigt und höchstens etwa aus der Zeit der Industrieschule den Chemie-Unterricht des nachmaligen Geologen an der Berner Hochschule, Balzer, als sehr interessant bezeichnet, oder die Nachmittage meldet, an denen die bekannte schwache Seite des damaligen Direktors und Lehrers der Handelsfächer durch Ausfallenlassen des Unterrichtes zu Tage trat, so einläßlich schildert es die technischen Bestrebungen zu Hause. Da entlehnt der Jüngling von einem Bekannten das damals grundlegende Lehrbuch der Physik von Müller-Pouillet; oder es wird aus dem Erlös des unnütz gewordenen griechischen Wörterbuches eine Berzelius-Lampe gekauft. Gemeinsam mit seinem in der Nähe, an der Untern Säune wohnenden Freunde Eduard Meyer, mit dem er bis zu dessen Tode im Jahr 1901 aufs engste verkehrte, bläst er Glas und biegt er Röhren. Auch Geißler-Röhren erscheinen bald auf der Bildfläche. Besondere Freude erregt das Geschenk eines dem Vater verpflichteten jüngeren Geschäftsfreundes, nämlich die Elemente zu einer galvanischen Batterie samt Glocke, Taster und Unterbrecher. Im Anfange des folgenden Jahres 1867 macht Adolf die Bekanntschaft des Mechanikers Müller am Eidg. Polytechnikum, erlernt von ihm allerlei Handgriffe und erbittet sich vom Vater einen Schraubstock. Er arbeitet an einem Telegraphennetz mit drei Stationen, erstellt im väterlichen Hause ein Lämpchenwerk mit Selbstunterbrechung und verschafft sich sogar einen Morse-Apparat. Das alles beschäftigt ihn so sehr, daß er — der sonst so Gewissenhafte — mitunter das Turnen schwänzt.

Sein Interesse treibt ihn weiter zur Beschäftigung elektromagnetischer Einrichtungen, die die damals hervorragende Konstruktionswerkstätte von Matthäus

Hipp in Neuchâtel in Zürich erstellt hatte. Ja sogar die Reise mit dem Vater ins Meerbad nach Ostende geht nicht vorbei, ohne daß man auf dem Rückweg in Köln eine, wie es scheint, besonders umfangreiche Läuteinrichtung besichtigt. Nach der Heimkehr gehts dann mit neuem Eifer hinter die Verbesserung der eigenen Läuteinrichtung her; auch Einrichtungen in befreundeten Häusern werden repariert. Freudig meldet im Frühling des folgenden Jahres 1868 das Tagebuch die persönliche Bekanntschaft mit Hipp.

Neben den Nachrichten über diese Dinge sind höchstens gelegentliche, z. T. noch in die Gymnasialzeit zurückgehende Einträge über Theaterbesuche anzumerken. Hamlet, Richard III und Heinrich IV werden erwähnt: frühzeitige Äußerungen eines gediegenen literarischen Geschmacks. Und der Eintrag des noch nicht Sechszehnjährigen unterm 15. März 1866 „Julius Cäsar gestorben“ ist nicht minder charakteristisch für den Freund der Geschichte, der sich zwar nie auf das Ideengeschichtliche einließ, aber das empfängliche Gedächtnis für das Biographische und das Anekdotische verband mit lebhaftem Verständnis für die tatsächlichen großen geschichtlichen Zusammenhänge.<sup>4)</sup>

Im Frühjahr 1868 war die Industrieschule zu Ende. Ein Jahr Welschland mit Sprachstudien im Französischen und auch im Italienischen sollte dran kommen — Englisch war schon zu Hause eifrig neben der Schule betrieben worden. Im Mai gehts nach Lausanne, wo Adolf sich für zwei Semester an der Akademie einschreibt. Aber von den Kursen, die belegt werden, meldet das Tagebuch nichts außer dem in Physik bei Prof. Dufour. Dafür erwähnt es um so öfter mannigfache elektrische Apparate, die er sich verschafft, und Installationen, die er anbringt. Er erzählt auch einmal von einer Erfindung, die er der Hausherrin vorweist, sowie von einem Besuch der Hipp'schen Werkstätte in Neuchâtel und schließt im April 1869 die Einträge ab mit einer Notiz über die Besichtigung der zu jener Zeit neu eingeführten Signalscheiben auf den Eisenbahnlinien von Lausanne nach Bern und nach Vevey.

Für den künftigen Kaufmann war dies zweifellos keine zweckmäßige Vorbereitung. Aber was das Tagebuch nicht meldet, erzählt die autobiographische Skizze im Dozentenbuch der zürcherischen Universität: den in jene Zeit fallenden Entschluß, sich dem Studium der angewandten Physik, speziell der Elektrizität zu widmen. Wann die entscheidenden Auseinandersetzungen mit dem Vater stattfanden, läßt sich nicht mehr feststellen; genug, daß dieser, wenn auch schweren Herzens und erst nach längerem Widerstreben, einwilligte und dem Sohn freie Hand ließ. Dieser schrieb sich nach seiner Rückkehr als Auditor am Eidgen. Polytechnikum ein, wo er bis zum Frühjahr 1871 unter Mousson und Kundt sowie unter Privatdozent Schneebeli physikalische Studien und unter Städeler chemische betrieb. Über seine Studien besprach er sich auch mit Röntgen, der

zu jener Zeit zuerst als Student und dann als junger Doktor in Zürich weilte. Daneben hörte er bei Johannes Scherr, dem er stets dankbare Erinnerung bewahrte, Geschichte und deutsche Literatur, bei Rambert, Behn-Eschenburg und Arduini französische, englische und italienische, wie er denn zeitlebens nicht nur große Gewandtheit in der schriftlichen und mündlichen Beherrschung dieser Sprachen besaß, sondern auch einen ausgeprägten und durchgebildeten literarischen Geschmack bezeugte. Dazu kamen zu Hause unter Anleitung von Sekundarlehrer Nyffel Studien in Mathematik, diesem für seine nunmehrige Laufbahn so unentbehrlichen Fache. Den Anschluß an gleichstrebende und gleichinteressierte Menschen fand er vor allem von 1869 an in der 1825 gegründeten Technischen Gesellschaft, die damals unter der Leitung des Physikers Rudolf Hofmeister stand und zu deren maßgebendsten und gehaltvollsten Mitgliedern der Seidenindustrielle Adolf Bürkli-Meyer gehörte. Im Februar 1870 hielt Tobler seinen ersten Vortrag über „die Telegraphie in ihrer Anwendung zu Eisenbahnsignalen“, dem fast ausnahmslos Jahr um Jahr weitere Vorträge folgten bis zum November 1921, wie er sich denn überhaupt in dem mannigfach zusammengesetzten, aber trotzdem engeren persönlichen Kontakt aufweisenden kleinen Kreise sehr wohl fühlte. Vom Frühjahr 1899 bis zum Frühjahr 1910 leitete er die Gesellschaft als Präsident. Im Dezember 1872 trat er auch der Naturforschenden Gesellschaft bei, hielt auch dort gelegentlich Vorträge, widmete ihr während der Jahre 1886 bis 1892 als Aktuar viel Zeit; aber die größere Mitgliederzahl und die verschiedenartigere Zusammensetzung vermochten ihn dort auf die Länge weniger zu fesseln.

Im Frühjahr 1871 bezog er als regelrecht immatrikulierter Student die Universität Leipzig, an der er drei Semester verbrachte. Daran schlossen sich vom Herbst 1872 bis zum Sommer 1875 weitere Studiensemester an der heimischen kantonalen Hochschule.<sup>5)</sup> Die geringe Zahl belegter Kollegien betraf vornehmlich Mathematik, die ihm vielleicht mehr notwendiges Übel als Freude war, in der es aber wesentliche Lücken auszufüllen galt. Nebenher gingen Vorlesungen literarischen und historischen Inhalts an Hochschule und Polytechnikum, an welch letzterem ihn zumal Johannes Scherr wiederum anzog. Der Hauptteil der Zeit war aber nunmehr den eigentlichen Fachstudien gewidmet, die gemäß seiner ganzen Anlage experimentellen Charakter trugen. Er richtete sich dafür im Obergeschoß des väterlichen Hauses ein eigenes Laboratorium ein, in dem er auch einen der damals in Zürich häufig anzutreffenden Schmid'schen Wassermotore installierte. Dort bearbeitete er von 1873 an das Thema, das er sich für seine Dissertation gewählt hatte, nämlich Untersuchungen über den Wirkungsgrad der elektrischen Dynamo-Maschinen, die sich damals die Welt zu erobern begannen, speziell der von dem Engländer Ladd erfundenen sog. Ladd'schen Maschine.

Zwischen die Studien, bei denen ihm seine fast übergroße Gewissenhaftigkeit immer wieder die Unregelmäßigkeit seines Studienganges zum Bewußtsein brachte, drängte sich die Erfüllung der militärischen Pflichten. Ende 1872 hatte er sich zur Artillerie gemeldet, und im Januar 1873 gemäß der damals bestehenden kantonalen Ordnung der Dinge, die erst 1875 der eidgenössischen Platz machte, das Aufnahmeexamen als Aspirant bestanden. Dann folgte im Frühjahr 1873 die Offiziersaspirantenschule in Frauenfeld. Dem fein gebauten, kaum mittelgroßen und in seinem äußeren Auftreten keineswegs forschen jungen Mann brachte sie aber kaum übermäßige Befriedigung. Denn das Tagebuch verzeichnet später die Qualifikation: „Ist zu schwach zum Artilleriedienst; wird nie ein tüchtiger Truppenoffizier werden“; und lediglich auf die persönliche Veranlassung des inspizierenden Waffenchefs der Artillerie, General Herzog, wurde ihr zur Vinderung der Hinweis auf die positiven, gerade auch für den Artilleriedienst wertvollen Eigenschaften, nämlich auf die Kenntnisse in der Physik uff. hinzugefügt. Die Feldartillerie fiel nun außer Betracht. Dafür öffnete sich der Zugang zu der in den jüngern Offizierskreisen freilich erheblich tiefer eingeschätzten Positionsartillerie, wo es weniger auf äußeres Auftreten, Schneid und körperliche Kraft und Leistungsfähigkeit ankam, sondern gerade technische Kenntnisse und Fertigkeiten, wie Tobler sie besaß, zur Geltung zu gelangen vermochten. So hat er denn treu und unverdrossen durch Jahre seiner Pflicht als Offizier in dieser Waffe Genüge getan, bis sich ihm später auch ein militärischer Wirkungskreis öffnete, in dem sich seine Begabung voll auswirken konnte.

Gaben ihm schon diese Dinge innerlich viel zu schaffen, so griff ein anderes Erlebnis bis ins Allerinnerste. An der Universität befand sich ein Magnet, der ihn schon im Sommer 1870 sogar in medizinische Kollegien zog: eine amerikanische Studentin der Medizin. Wie sehr sie durch Jahre sein Sinnen und Denken erfüllte, zeigt das Tagebuch; aber nicht minder stark prägt sich darin auch das Auf und Ab von Hoffnung und Zweifel aus, ob seine Gefühle von dem, wie er bald aussindig gemacht hatte, drei Jahre älteren Gegenstand seiner Neigung erwidert würden. Es vermochte seine Zuversicht nicht zu heben, wenn er sogar in Leipzig auf Umwegen vernahm, daß sie von ihm als „Abölschen“ sprach. Jedoch kamen auch gegenteilige Äußerungen stärkerer persönlicher Anteilnahme. Nach dem Abschluß ihrer Zürcher Studien kehrte sie nach Amerika zurück und schien damit seinen Wünschen ganz enttäuscht. Dann erhielt er 1875 auf einmal die verheißungsvolle Nachricht von beabsichtigtem neuem Aufenthalt in Europa. Aber nur zu rasch folgte eine andere umso niederschmetterndere Botschaft: die von ihrem Tode. Der Dampfer Schiller, auf dem sie reiste, scheiterte bei den Scilly-Inseln, und unter den Ertrunkenen befand sich auch die geliebte Amerikanerin. Strenge Arbeit half über den Schmerz der ersten Zeit hinweg;

das verklärte Bild der Verstorbenen behielt aber seinen Glanz bis in die letzten Jahre.

Wer sich die Wirkung derartiger Erfahrungen auf einen nicht nur körperlich, sondern insbesondere auch seelisch fein organisierten und mit zartem Empfinden ausgestatteten Menschen vergegenwärtigt, wird unter doppelt starkem Eindruck stehen, wenn er das Motto liest, das gerade in dieser Zeit beim Jahresbeginn wiederholt das Tagebuch eröffnet und auch in späteren Jahren häufig wiederkehrt: „Treu sich selbst“. Was eine wesentliche Eigenschaft des reifen Mannes war, tritt uns schon in diesen Jahren stark entgegen: das Zusammenfassen der nicht ungemessenen Kräfte auf das Erreichbare, das Streben nach einem greifbaren Ziele, der Wunsch nach positiver Leistung. Zwar ging es nicht ohne gelegentliche Stimmungsrückschläge und Depressionen ab, wie auch späterhin das Selbstvertrauen öfters ins Wanken geriet. Aber dazwischen gibt das Tagebuch auch wieder andern Eindrücken Raum. Mit den Worten „Der lang ersehnte Tag“ meldet es unterm 2. November 1870 die Versendung von Separatabdrücken der ersten Arbeit des erst Zwanzigjährigen über „die neueren Erfindungen auf dem Gebiet der Elektrizitätslehre mit besonderer Berücksichtigung der Telegraphie“ und fügt der Notiz bei: *Alca jacta est!* Als ihm drei Jahre später der damalige Vorstand des Bauwesens der Stadt Zürich, Oberst A. Bögeli, die Stelle eines Oberinspektors der städtischen elektrischen Uhren verschaffte, war das ebenfalls geeignet, sein Selbstvertrauen zu heben. Noch wichtiger war, daß die gewissenhaft betriebenen Studien im Sommer 1875 zum erfreulichen Abschluß führten. Sein väterlicher Freund, Albert Mousson, der ihn durch die ganze Zeit mit Rat und Aufmunterung gefördert hatte, nahm die Dissertation, deren Titel lautete „Über die Leistungen der Ladd'schen dynamo-elektrischen Maschine im Vergleich zur aufgewandten mechanischen Arbeit“ mit voller Zustimmung entgegen. Am 28. Juli fand die Doktorpromotion statt. Ihr folgte im nächsten Winter die Habilitation als Privatdozent für angewandte Elektrizität an der Universität wie am Polytechnikum; denn da die Naturwissenschaften dem Lehrbereich beider Anstalten angehörten, so bestanden — was zum Teil noch heute der Fall ist — nicht nur eine Anzahl gemeinsamer Professuren, sondern auch Privatdozenten pflegten sich gleichzeitig an beiden zu habilitieren. Am 26. Februar 1876 hielt er die Probevorlesung über „Entwicklungsgeschichte und gegenwärtiger Stand der Elektrizitätslehre“ und im Sommersemester 1876 die erste Vorlesung über „angewandte Elektrizitätslehre“ an den beiden Hochschulen. Trotzdem sein Schul- und Studiengang nicht regelmäßig verlaufen war — der Umstand bereitete noch bei der Habilitation gewisse Schwierigkeiten, die Moussons nachdrückliches Eintreten für den jungen Freund überwand — war er zu einem sicheren Abschluß gelangt und stand im Beginn einer Tätigkeit, die seiner Begabung entsprach.

Das gab ihm in seinem ganzen Auftreten vermehrte Sicherheit. Mit frischem Mute strebte er vorwärts. Wohl wird ihm, wie 1877 eine Jahreschlußbetrachtung im Tagebuch bemerkt, die Verantwortung, die auf dem Forscher lastet, „erst jetzt, da eine selbständige Arbeit der Vollendung nahe ist, klar“; aber er fühlt sich der Aufgabe, die er sich gestellt, gewachsen. Er fängt auch an, jene später näher zu berührenden alljährlichen Reisen in die großen Verkehrszentren des Auslands zu unternehmen, die ihn in stete sachliche und persönliche Verbindung mit seinem Fache und dessen Vertretern bringen. Und nun folgt noch ein weiterer Schritt, den er sich lange und ängstlich überlegt hatte: Werbung, Verlobung und Heirat. Am 26. August 1880 schließt er den Ehebund mit Mina Blumer. Die Verbindung mit einem weiblichen Wesen bildete gerade für ihn, der an dem Vater wenig innere Anlehnung gefunden hatte, einen großen Gewinn, weil sie ihm einen Halt gab und seine innere Sicherheit und Selbständigkeit wiederum wesentlich erhöhte.

## II.

**M**ina Blumer wurde als ältestes von fünf Kindern des Johann Blumer von Glarus und der Rudolphine Eckenstein von Zofingen am 23. April 1856 in Lyon geboren, wo der Vater in dem großen Seidenhaus Arlés Dufour & Co. tätig war. Die Familie wohnte im Winter im Stadtzentrum, bezog aber im Frühjahr jeweilen eines der einfachen Landhäuser, die in der Umgebung der Stadt zu mieten waren, wo dann ein großer Garten der Freude des Kindes an der Natur frühzeitig reiche Nahrung bot. Reisen im Postwagen führten es mit der Mutter zweimal in die Schweiz zu Ferienaufenthalt und Besuch bei Verwandten, auf denen ihm sein allzeit freundliches und zufriedenes Wesen die Zuneigung der Mitreisenden gewann. Im Sommer 1863 übersiedelten die Eltern, die ihren Kindern eine schweizerische Erziehung zu geben wünschten, nach Zürich, indem der Vater als Anteilhaber in die Firma Rägeli, Wild & Blumer eintrat, die sich mit Fabrikation von Seidenstoffen befaßte. In Privatschulen, zuletzt in der bekannten von Frau Dr. Schulz im Rennweg, erhielt das gewissenhafte und fleißige, dabei in seinen Bewegungen graziose Mädchen, das auch dem Tanzunterricht mehr Ernst und Aufmerksamkeit entgegenbrachte, als es sonst geschieht, die Schulbildung seiner Zeit. Daran schloß sich ein zweijähriger Aufenthalt an der Ecole supérieure in Morges, wo Mina sich das dort übliche Diplom erwarb, und ein weiterer in einem englischen Pensionat in Cheltenham, den sie mit ihrer von der Schulzeit bis zum Lebensende eng verbundenen Freundin Johanna Schön teilte. Die beiden Mädchen hatten anfangs unter der wenig freundlichen Behandlung, die ihnen von den verwöhnten, aber unwissenderen

Mitpensionärinnen zuteil wurde, nicht wenig zu leiden, bis nach einem Monat stillen Duldens der sanften Mina eines Tages die Galle überlief und sie eine unverschämte, in Gegenwart von anderen Mädchen gefallene Bemerkung mit einer schallenden Ohrfeige quittierte. Das hatte die unerwartete Wirkung, daß man von Stund an die Swiss girls als gleichberechtigt anerkannte und sich der Aufenthalt hinfort ganz angenehm gestaltete. Auf die Rückkehr folgten einige Jahre häuslicher Tätigkeit und Ausbildung, unterbrochen von den üblichen geselligen Anlässen, bei denen ihre bescheidene, feine Art und ihre stille Anmut und Liebenswürdigkeit sie allgemein beliebt machten und auch die Aufmerksamkeit ihres künftigen Gatten auf sie zogen.

Es war für die junge Frau keine leichte Aufgabe, sich in die neuen Verhältnisse einzufügen. Wenn Jungverheiratete sonst in einem eigenen neuen Haushalt von- und miteinander lernen und sich aneinander gewöhnen können und die junge Hausfrau, zumal wenn nach und nach die Kinder kommen, in ihre Aufgabe schrittweise hineinzuwachsen Gelegenheit hat, so galt es für Mina Tobler nicht nur einen bereits vorhandenen Haushalt in einem großen Gebäude zu übernehmen; sondern dieser Haushalt bewegte sich um einen bereits 70 Jahre alten Mann, der seit dem Tode seiner Gattin, das heißt seit vollen 30 Jahren, recht für sich gelebt hatte und zudem einer peinlichen Regelmäßigkeit huldigte. War doch der Haushalt so genau eingerichtet, daß sich der Speisezettel von Woche zu Woche in stets gleichmäßiger Zusammensetzung wiederholte. Es gestaltete die Situation auch nicht einfacher, wenn die junge Hausfrau die Geldbezüge für diesen Haushalt jeweilen in dem in den Parterreräumen des Hauses untergebrachten Bankgeschäft erheben mußte, wie auch der Sohn bis zum Tode der Großeltern Finsler, die 1879 und 1882 starben, nicht über eigenes Vermögen verfügte, sondern das Nötige ebenfalls vorweg im väterlichen Geschäft zu beziehen hatte. Und noch weniger angenehm war es, wenn die junge Frau bei solchen Gelegenheiten von Organen, denen die Sparsamkeit des Geschäftsinhabers ebenfalls in Fleisch und Blut übergegangen war, vielleicht ganz leise, aber trotzdem nicht mißzuverstehende Bemerkungen über die Höhe dieser Bezüge zu hören bekam.

Neues Leben in das stille Haus brachten die Kinder, zuerst 1882 ein Mädchen, Helene, dann 1884 ein Knabe, Alfred, und 1891 nochmals ein Knabe, Hans. Aber an den Mahlzeiten nahmen die Kinder nicht teil; sie speisten um des alten Herrn willen mit den Dienstboten. Das wurde erst geändert, als eine tödliche Kinderkrankheit 1890 den hoffnungsvollen älteren Knaben den Eltern entriß: ein Verlust, der in der Mutter durch ihr ganzes weiteres Leben nachzitterte, nicht zum mindesten in der Erwägung, wie viel mehr sie in einem beweglicheren Haushalt dem früh entrisenen Kinde hätte sein und von ihm hätte haben können.

Für Tobler verflossen die nun folgenden Jahre in stiller, unverdrossener Arbeit. Seine Vorlesungen umfaßten im wesentlichen zwei Gebiete: die Einfach- und Mehrfach-Telegraphie samt Kabel- und Kabelmeß-Wesen, Präzisionsinstrumente und elektrische Meßmethoden, elektrische Uhren und Telephonie, und sodann das elektrische Signalwesen und die elektrischen Sicherungseinrichtungen bei den Eisenbahnen. Die Hauptvorlesung über Telegraph und Telephon pflegte er vom Beginn des neuen Jahrhunderts an unter der umfassenden Bezeichnung „Schwachstromtechnik“ in zweifemesterigem Turnus zu halten. Schon zuvor hatte er sich entschlossen, die militärischen Anwendungen in einem besonderen Kolleg zu behandeln. Zu den Vorlesungen aus diesen Gebieten traten in früheren Jahren gelegentlich auch andere Vorlesungen, wie „Elemente der theoretischen Physik“ oder „Elektrische Beleuchtung“. Doch zog er sich bald wieder davon zurück auf den Boden, auf dem er sich ganz zu Hause fühlte. Die Stundenzahl überschritt im Wintersemester, das stets stärker belastet war als das Sommersemester, nie die Zahl von vier. Aber auf diese beschränkten Stunden verwendete er sorgfältige Vorbereitung. Großes Gewicht legte er auf Demonstrationen. Die Zeiten sind vorbei, schrieb er einmal, wo man mit Kreide und allenfalls einigen Zeichnungen auszukommen meinte; und mit Verwunderung notierte er sich anlässlich eines Besuches in Berlin noch 1909 im Tagebuch, daß die akademischen Lehrer nur mit Kreide arbeiteten.

Neben den Vorlesungen ging die Arbeit im Studierzimmer und im Privat-Laboratorium einher. Und hier zeigte sich vor allem seine Stärke. Seinem Naturell widerstrebte — möchte man sagen — der robuste, triebkräftige, gewaltig wirkende, unter Umständen aber auch rücksichtslos verheerende Starkstrom mit seinen ungeheuren Spannungen in eben dem Maße, wie ihm der Schwachstrom, der mit größter Präzision selbst auf größte Entfernungen wirkt, aber auch größte Sorgfalt erfordert, angemessen war. Tobler gehörte nicht zu den Entdeckern und Erfindern in seinem Fache. Aber als praktischer Elektriker, der trefflich durchgebildet war, vorzüglich beobachtete und wissenschaftlich auf der Höhe stand, hat er einer Wissenschaft große Dienste geleistet, in der es vor allem auf sicheres Funktionieren bei minimalem Kraftaufwand ankommt und die Untersuchung und Feststellung von Fehlerquellen eine so ungeheure Rolle spielt. Seine Sorgfalt und Geduld befähigte ihn wie wenige, die physikalischen Präzisionsinstrumente auf Leistungsvermögen und exaktes Funktionieren zu kontrollieren und auf Fehlerquellen zu prüfen. Die Meßmethoden und Kontrollen von Apparaten und Instrumenten und die Anwendung ihrer Ergebnisse auf die Praxis beherrschte er mit allen ihren Feinheiten. In den oft ungeheuer verwickelten Schalteinrichtungen der modernen Apparate wußte er sich Dank seiner Unermüdlichkeit so zurechtzufinden, daß sie für ihn gleichsam Sprechvermögen

erhielten. Es war, als ob die Schwachstromtechnik speziell für ihn erfunden worden wäre.

Diesen Eindruck machten auch seine Publikationen. Näher auf sie einzutreten ist hier nicht der Ort. Ihr Verzeichnis wird in anderem Zusammenhange gedruckt werden. Daß er auch schriftstellerisch viel arbeitete, war seinen Fachgenossen bekannt. Aber es hat selbst die ihm am nächsten stehenden aufs Höchste überrascht, als sich nach seinem Tode bei der Zusammenstellung eine Zahl von nicht weniger als 115 Veröffentlichungen ergab, darunter viele in französischer und selbst englischer Sprache, viele auch mit Zeichnungen. Selbständige Werke finden sich nicht darunter; höchstens daß er Teile von solchen auf Ersuchen anderer Herausgeber verfaßte, wie er z. B. mehrere wichtige Kapitel des von Zehse herausgegebenen Handbuchs der elektrischen Telegraphie und ein Heft der elektrotechnischen Bibliothek von Hartleben in Wien verfaßte und in der 3. Auflage des dritten Bandes von Mouffons „Physik auf Grundlage der Erfahrung“ den Abschnitt über die „Anwendungen des elektrischen Stromes“ bearbeitete. Es waren fast durchwegs Zeitschriftenaufsätze, teils umfangreichere, mitunter nur wenige Seiten umfassende, die insbesondere in der Schweiz. Bauzeitung, in der (Berliner) Elektrotechnischen Zeitschrift, in der Schweiz. Zeitschrift für Artillerie und Genie, in der (Münchener) Zeitschrift für Schwachstromtechnik, im (Werner) Journal télégraphique und in La Lumière électrique (Paris) erschienen. Sie enthalten ein staunenswertes Maß gewissenhaftester und sorgfältigster Arbeit, das niemand von ihm erwartet hätte und das er nur Dank seiner großen Konzentrationsfähigkeit leisten konnte, und weil er sich während der Arbeitszeit absolut nicht stören ließ. Entsprechend seinen Studien und Vorlesungen betreffen auch die Veröffentlichungen zunächst Telegraphen- und Telephonwesen, dann Eisenbahn-Signalwesen, Kabellegung und Überseetelegraphie, ferner Militärtelegraphie und Kommandoapparate und endlich Methoden zur Messung von Selbstinduktionen. Sie zeigen, wie sorgfältig er auf diesen Gebieten alle Verbesserungen nicht nur verfolgte, sondern selber nachprüfte. Er blieb aber nicht bei der bloßen Prüfung stehen, sondern gelangte durch diese vielfach zu neuen Vorschlägen, die die Probleme weiterführten. In einem ganz besonders bemerkenswerten Falle setzte ihn diese Nachprüfung in den Stand, zu praktischen Ergebnissen, die die beiden hervorragenden englischen Forscher Thomson und Varley gefunden hatten, nachträglich die genaue Theorie der Methode zu geben. Sein lebhaftes historisches Interesse kam auch seinem Fach zugut. Es tritt schon in der ersten Publikation vom Jahr 1870 zu Tage und zeigt sich ganz besonders in einem Neujahrsblatt, das er als Mitglied der Gelehrten Gesellschaft zum Besten des Waisenhauses auf das Jahr 1909 schrieb über „die Entwicklung der elektrischen Schwachstromtechnik in der Schweiz“. Es läßt seine reichen Detailkenntnisse in glänzendem

Licht erscheinen und bildet in seiner ansprechenden und allgemein verständlichen Haltung eine wahre Fundgrube für die Geschichte seines Faches.

Seine finanziellen Verhältnisse gestatteten ihm, seine Studien vor allem auch durch ein Mittel zu fördern, das nicht jedem zur Verfügung steht: durch die bereits erwähnten häufigen Reisen. Zu Anfang teils einem in ihm liegenden Wandertrieb entsprungen, teils der bewußten Absicht, die Lücken seines keineswegs methodischen Studienganges auszufüllen, wurden sie ihm mit der Zeit geradezu eine geistige Lebensnotwendigkeit. Er besuchte die großen staatlichen Telegraphen- und Telephon-Ämter, die Betriebsbureaux der Eisenbahnverwaltungen, insbesondere der Untergrundbahnen, wo genauestes Funktionieren der Sicherungseinrichtungen von ganz besonderer Tragweite war.<sup>6)</sup> Er verschaffte sich Einlaß in die großen Konstruktionswerkstätten. Er orientierte sich dort über die Fortschritte der Technik, sammelte Kenntnisse für seine Vorlesungen und ließ auch die Fachbibliotheken nicht unbesucht, wie er denn auch eine starke bibliophile Ader wenigstens für die Literatur seines Faches hatte und Seltenheiten zu schätzen wußte.

Die Reisen führen ihn mindestens einmal jährlich, meist im Frühling, wobei er der ihm unsympathischen Hausreinigung entflieht, oder im Herbst, mitunter auch zweimal im Jahr, bald nach München und Wien, bald nach Frankfurt a. M., Köln und Dresden, vor allem nach Berlin, Paris und London. Um die submarinen Kabelanlagen zu studieren, begibt er sich nach dem landschaftlich schön gelegenen Pensance an der Südwestspitze Englands, von wo eine Reihe transatlantischer Kabel ausgehen, später auch nach Emden und Borkum an der deutschen Nordseeküste. Häufig begleitet ihn die Gattin; auch Verwandte nimmt er mit; gelegentlich lädt er auch Freunde ein. Dann widmet er unabänderlich — eine Tageseinteilung, die schon auf der Hochzeitsreise Platz greift — die Vormittage seinen Studien, während die Nachmittage für Ausflüge bestimmt sind. Überall gewinnt er ohne erhebliche Schwierigkeiten Zutritt, Dank seiner Gewandtheit, sich auch in fremden Sprachen auszudrücken. Überall hält er mit scharfem Blick Umschau, weiß das Wesentliche zu erfassen, nimmt sofort allfällige Neuerungen wahr und gewinnt vor allem auch persönliche Fühlung, indem er alte Beziehungen wieder auffrischt oder neue anknüpft. Auch den führenden Persönlichkeiten imponieren die selbst gemachten Erfahrungen des weitgereisten Mannes und seine umfassende Kenntnis anderswo angetroffener Einrichtungen. Sein gewinnendes, im besten Sinne weltmännisches Auftreten, seine ungezwungene, offene Art sich zu geben vermitteln einen Gedankenaustausch, der rasch persönliche Färbung annimmt. Sein feiner Takt läßt ihn auch sofort die Grenze erkennen, jenseits deren die Fabrikationsgeheimnisse beginnen, und sein Sinn für Humor hilft ihm, aus einem vielleicht kitzlig werdenden Gesprächs-

thema den glücklichen Ausweg zu finden. So weiß er nicht nur den Verkehr aufs angenehmste und förderlichste zu gestalten; sondern es entwickeln sich auch bleibende freundschaftliche Beziehungen mit Deutschen, Engländern, Franzosen, mit Kohlfürst, Werner Siemens, Steinheil und Zehsche, mit Latimer Clark, Muirhead, Sayers, Sullivan, Thomson (dem späteren Lord Kelvin) und Warley, mit Baudot, Carpentier u. s. f.<sup>6a)</sup>

Sein leutseliges und von Überhebung ganz und gar freies Auftreten gewinnt ihm auch die Untergeordneten, mit denen er, ohne sich auch nur in leisester Weise gemein zu machen, ebenfalls in menschliche Beziehung zu treten weiß. Sogar im Gasthof erhält der Verkehr mit dem Dienstpersonal eine persönliche Färbung. Dabei sind ihm Portemonnaie und Zigarrentasche zur Betätigung seines Wohlwollens stets zur Hand, was ihm selbstverständlich bei den Bedachten ein freundliches Andenken sichert. Die Freizügigkeit, die bis zum Weltkrieg unter dem Hotelpersonal herrschte, konnte dann gelegentlich zu ergötzlichen Szenen führen, wie einmal in einem Hotel in Edinburgh. Tobler und sein Begleiter waren zur Hauptmahlzeit in den Speisesaal getreten und schritten auf die vom Oberkellner angewiesenen Plätze zu. Da bemerkte der Begleiter, daß zwei diensttuende Kellner, indem sie nach den Näherkommenden blickten, miteinander tuschelten, als ob sie sich über sie lustig machten. Die Gäste setzten sich, und Tobler wandte sich wegen einer Bestellung an den einen der Kellner mit den englischen Worten: I want u. s. f. „Sehr wohl, Herr Professor“ entgegnete dieser auf deutsch. Höchst erstaunt fragte Tobler: „Kennen Sie mich“? „Gewiß, lautete die Antwort, ich habe Sie voriges Jahr im Palast-Hotel in Berlin bedient.“

Reiste er dann wieder ab, so führte er mit sich oder es folgten ihm durch die Post kleinere oder vielleicht auch größere Instrumente, Apparate oder Probestücke, die er sich, wenn sie käuflich waren, mit sorgfältigem Blicke ausgewählt hatte, oder um die, weil gar nicht verkäuflich, ein anderer sich vergeblich bemüht hätte, während sie ihm als Gastgeschenke zur Besiegelung angenehmsten Verkehrs mitgegeben wurden. Auch in der Zwischenzeit erfolgten häufig Bestellungen, bei denen er freilich immer auf genaue und saubere Arbeit hielt und unbefriedigende Ausführung ebenso freundlich wie entschieden zurückwies.

Alle diese Stücke fanden dann in seiner Wohnung Aufnahme in einem Laboratorium, das — ich folge hier den Worten von Prof. Dr. Edgar Meyer — derjenige, der es je gesehen, nie vergessen wird. Ein seltenes Kleinod stellte es dar. Die besten Präzisionsapparate, die es überhaupt gab, hatte er hier für seine experimentellen Arbeiten vereinigt. Diese Kostbarkeiten wurden wie ein Augapfel von ihm gehegt und gepflegt, und seine große Erfahrung in der Behandlung von Präzisionsinstrumenten bewirkte, daß auch Apparate, die schon 30—40 Jahre in Gebrauch waren, aussahen und funktionierten, als ob sie eben aus der Werkstatt

gekommen wären. Auf einzelnen Gebieten, wie Messungen von Selbstinduktionen und Kapazitäten, war Tobler mustergültig eingerichtet. Hier konnte er mit derselben Präzision arbeiten, wie die großen Institute, etwa das Bureau für Maß und Gewicht in Bern, oder die Physikalisch-technische Reichsanstalt in Charlottenburg oder das Bureau of standards in Washington. Aber selbstlos, wie er war, sorgte er nicht nur für sich. Für den Physikunterricht in Zürich, sowohl an der Eidgenössischen Technischen Hochschule als auch an der Universität, hat er vieles getan, mehr als je in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Manches hat er sich für die spezielle Schwachstrom-Sammlung der erstgenannten Anstalt von ausländischen Stellen auch erbeten und ihr übermittelt. So hat er mit größter Liebe und Verständnis eine wunderbare Sammlung für das Polytechnikum zusammengebracht, die die historische Entwicklung der Telegraphie und des elektrischen Signalwesens darstellt. Und die Sammlung des physikalischen Institutes der Universität verdankt ihm mindestens den zehnten Teil ihrer wertvollen Präzisionsinstrumente.

Die stille, unverdrossene Arbeit fand namentlich bei dem damaligen Schulratspräsidenten des Eidg. Polytechnikums, Oberst Hermann Bleuler, wohlwollende Würdigung. Gegen Ende der 80er Jahre war für die physikalischen Bedürfnisse der Schule ein besonderes Gebäude nötig geworden. Die neuen Räume führten zu Gedanken über eine weitere Ausgestaltung des Unterrichtes. Man dachte an eine Schule für höhere Telegraphenbeamte, zu deren Lehrern dann insbesondere auch Tobler gehört hätte. Unter allen Umständen schien es aber angezeigt, Tobler durch Verleihung des Professortitels zunächst einmal eine äußere Anerkennung zu gewähren, und so erfolgte im Dezember 1889 die Ernennung zum Honorarprofessor. Sie gestattete ihm dafür seinen Rücktritt als Privatdozent an der kantonalen Universität zu erklären.

Eine neue, ihn im höchsten Grade interessierende Tätigkeit bahnte sich Anfangs der 90er Jahre in militärischer Hinsicht an. Tobler war Mitte der 80er Jahre, entsprechend seinem Alter, in die Landwehr hinübergerückt und hatte während längerer Zeit keinen Dienst mehr getan, bis das Jahr 1890 ihm zweimal kurz hintereinander Einberufungen nach Thun brachte, zuerst zu einem 14-tägigen Schießkurs, dann zu einem 10-tägigen Wiederholungskurs, dessen Kommandant ihn ausgiebig zu telephonischem Spezialdienst heranzog. Er hatte gerade angefangen, sich mit Fragen des Positions-, speziell des Festungskrieges zu befassen und die Belagerung von Paris im Jahr 1870/71 zu studieren, wobei ihm ein Frühjahrsbesuch in Paris zu näherer Kenntnis der Südfront und, dank diplomatischer Empfehlung, sogar zu einem zweimaligen Besuch des Forts Issy verhalf. Nun zogen die Probleme des telegraphischen und telephonischen Verkehrs in der damals im Entstehen begriffenen Gotthardbefestigung seine Aufmerksamkeit auf

sich. Er verwandte sich um die Erlaubnis zur Besichtigung der Anlagen, die ihm von Bern aus nicht ohne Zögern erteilt wurde.

Im August 1891 fand der mehrere Tage dauernde Besuch statt: die Einleitung zu einer bis zum Ende des Weltkrieges dauernden Tätigkeit. Er kam dabei namentlich auch mit dem damaligen Artilleriechef, Oberstleutnant, später Oberst Ferd. Affolter, nachmals Professor an der militärischen Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule, in Berührung, und dieser ermaß sofort die Bedeutung, die die ständige Zuteilung eines durchgebildeten Elektrikers zum Stabe der Gotthardtruppen schon in gewöhnlichen Verhältnissen haben mußte, ganz besonders aber im vorliegenden Zeitpunkt, da die Kabelleitung, d. h. die Herstellung der Verbindungen zwischen den verschiedenen Teilen der weit ausgedehnten Festungsanlagen eben erst begonnen hatte. Wohl verfügten die zuständigen Militärbehörden in der Person von Professor Schneebeil in Neuchâtel schon bis anhin über einen gelegentlichen Experten für wissenschaftliche Aufschlüsse. Aber die Zuteilung eines ständigen Fachmanns erschien, da es sich um Probleme von allergrößter Wichtigkeit handelte, unerlässlich. Nicht nur stellten Gelände und meteorologische Verhältnisse der technischen Anlage größte Schwierigkeiten entgegen; sondern es mußte die einmal erstellte Anlage auch mit absoluter Sicherheit funktionieren; denn davon hingen schließlich alle Verteidigungsmaßnahmen ab, sowohl die kombinierte Wirkung der über den Gebirgsstock verteilten Geschützstellungen, als auch die einheitlichen Operationen der der Verteidigung zugewiesenen infanteristischen Truppenkörper. Affolters Streben, Tobler hiefür zu gewinnen, traf sich mit des letztern Wunsch, sich im Kolleg auch der militärischen Elektrotechnik einlässlicher zu widmen. Oberst Bleuler in seiner doppelten Eigenschaft als Schulratspräsident und Mitglied der Landesverteidigungskommission griff den Gedanken mit Lebhaftigkeit auf und nahm sofort, um der neu zu schaffenden Stelle ein entsprechendes Gewicht zu verschaffen, die Beförderung zum Hauptmann in Aussicht.

Im Frühjahr und Sommer 1892 nahm Tobler an einem in zwei Teile zerfallenden, vom Gottharddivisionär Oberst v. Segesser geleiteten Dienst des ganzen Stabes der Gottharddivision zuerst in Altorf und dann im Festungsgebiet teil. Mit Feuereifer warf er sich auf seine neue Aufgabe. Der großen auf ihm ruhenden Verantwortlichkeit war er sich umso mehr bewußt, als er bald erkannte, daß man bei den bisherigen Materialabnahmen und Anlagen nicht mit der nötigen peinlichen Genauigkeit vorgegangen war. Ein Versagen der Leitungen konnte unter Umständen zu einem verhängnisvollen Versagen aller Maßnahmen der Verteidigung führen. Deshalb umfaßte von Anfang an sein Vorschlag wie die Forderung der zuständigen Kommandostellen eine mehrfache Sicherheit. Den ganzen März 1893 hindurch war er wiederum am Gotthard,

und zwar in einer Cadreschule als Vorbedingung zur Beförderung zum Hauptmann. Aber diese selbst ließ immer noch auf sich warten, da man sich im Bureau des Waffenchefs der Artillerie, dem er immer noch unterstellt war, über gewisse an und für sich zwar berechnete, im vorliegenden Fall aber durchaus unzweckmäßige Bestimmungen betr. Avancement und Rückversetzung eines Landwehroffiziers zum Auszug nicht hinwegzusetzen vermochte. Erst die Vorstellungen hochgestellter Personen, die fanden, man sollte froh sein, einen Elektriker von Ruf am Gotthard zu haben, und Toblers allfälligen Weggang als schweren Verlust bezeichneten, vermochten die Widerstände zu überwinden und im Mai 1893 mit der Einfügung eines Chefeslektrikers in den Kommandostab, Toblers Ernennung hiezu und dem Hauptmannsbrevet ihm endlich die Stellung zu geben, auf die er Anspruch hatte. Die nachträgliche Erledigung einer halben Rekrutenschule als Kompagniekommandant blieb ihm freilich auch so nicht erspart.

Die nächsten Jahre brachten gehäuften Dienst, nie lange, höchstens 3 $\frac{1}{2}$  Wochen hintereinander, oft nur eine halbe Woche, aber häufig und zu allen Jahreszeiten, selbst im Winter. Dazu kam ausgedehnte Arbeit zu Hause; denn es waren Pläne und Schemata anzulegen, Voranschläge aufzustellen, Projekte für neue Verbindungen auszuarbeiten, Instruktionen für die Behandlung der Apparate abzufassen, Berichte über Neuerungen auf dem Gebiet der Militärtelegraphie zu erstatten ußf. Bei den technischen Anlagen schlug er nichts vor und führte er nichts durch, was er nicht zuvor sorgfältig probiert hatte. Nicht selten ergaben sich auch Anstände mit den militärischen Stellen in Bern. Mehr als einmal sah Tobler sich genötigt, im Falle gegenteiliger Entscheidung die Verantwortung abzulehnen; und manchen toten Punkt überwand er, indem er nötige Versuche auf eigene Kosten anstellte oder nötige Instrumente aus eigener Tasche anschaffte. Zu den technischen Anlagen gesellte sich die Ausbildung einer entsprechenden Bedienungsmannschaft. In Cadreschulen und elektrotechnischen Kursen erzog er sich einen tüchtigen Stamm von Unteroffizieren und Soldaten, die mit den Einrichtungen vertraut waren.

Von 1897 an trat, als die wesentlichen Installationen getroffen waren, ein ruhigeres Tempo ein. Aber auch im neuen Jahrhundert war seine Anwesenheit zu Verbesserungen und Kontrollen oft erforderlich. Was ihm den an und für sich schon interessanten Dienst von Anfang an auch persönlich angenehm machte, war das sich zur Freundschaft ausgestaltende Verhältnis zum ersten Artilleriechef Affolter, der seine Anforderungen ihm jeweilen genau präzisierete, worauf dann Tobler in ruhiger Überlegung seine Anordnungen traf. Bei der ganzen Tätigkeit kamen ihm seine bereits erwähnten fortifikatorischen und kriegsgeschichtlichen Studien zu statten, da sie ihn in den Stand setzten, die allgemeine Bedeutung der von ihm zu erstellenden Einrichtungen um so besser zu überblicken. Allgemeines

und spezielles Interesse führte ihn 1895 auch nach Antwerpen zu einer durch diplomatische Empfehlung erleichterten Besichtigung der dortigen Festungsanlagen, wobei er auch mit deren Erbauer, dem General Brialmont, in persönliche Berührung trat. Und ebenso eifrig stellte er dem Bunde seine vielfachen persönlichen Verbindungen mit in- und ausländischen Konstruktionswerkstätten zur Verfügung, die ihm gestatteten, für die von ihm zu leitenden Arbeiten auch ein entsprechendes Material zu erhalten; denn auch für den vorliegenden Zweck war das Beste gerade gut genug. So erwarb sich Tobler um die neugeschaffene Festungsanlage am Gotthard bleibende Verdienste, und die 1899 erfolgende Beförderung zum Major zeigte ihm, daß die maßgebenden militärischen Stellen diese auch anerkannten.

Inzwischen hatte sich beim Vater, der weit in den Achtzigen stand, trotz seiner zähen Konstitution das Alter geltend gemacht. Es stellten sich mitunter Ohnmachten und leichte Schlaganfälle ein. Zwar gingen gelegentliche Lähmungserscheinungen rasch wieder vorbei; aber es verblieb doch viel Zerstreutheit und Gedächtnischwäche. Das machte für den Sohn den Mangel an Bewegungsfreiheit in finanzieller Hinsicht noch fühlbarer. Um die heikle Gebundenheit an eine Drittperson abzustellen, wurde schließlich der Ausweg eingeschlagen, dem Sohne die Prokura zu übertragen. Aber bald nachher nahmen die körperlichen und geistigen Kräfte des Vaters ganz ab. Im Mai 1890 verschied er. Der Sohn gelangte nun in den Vollbesitz eines Vermögens, das durch die geschäftliche Tätigkeit von zwei Generationen ununterbrochen vermehrt worden war, niemals Teilungen durch Erbfolgen erfahren hatte und den neuen Inhaber zu einem der reichsten Männer der Stadt erhob. Wie er sein Vermögen verwenden würde, mochte wohl Gegenstand mancher Frage sein.

### III.

Die neue Lage wirkte sich sofort in einem Umbau des Hauses aus. Seine bisherige Einteilung hatte an Bequemlichkeit viel zu wünschen übrig gelassen und ein großes Treppenhaus unnötig viel Platz weggenommen. Dazu kam, daß die Geschäftsräume entbehrlich wurden. Zwar wurde das Wechsel-, Diskonto- und Darlehensgeschäft noch etliche Jahre fortgeführt, bis es in die ausschließliche Vermögensverwaltung überging. Aber es bedurfte nun nicht mehr der Unterkunft im Wohngebäude. Umso mehr erschien ein durchgreifender Umbau wünschenswert. Die Außenmauern mit den Fenstereinteilungen blieben im Wesentlichen stehen. Inwendig aber wurde alles nach den Anforderungen einer neuen Zeit eingerichtet, auch ein kurzer bedachter Turm angefügt, der dem Haus eine charakteristische Silhouette gab. Der Umbau, während dessen die Familie das

zufälligerweise leere Haus zum Hinteren Schanzenberg bezog, wurde zwar nicht in anspruchsvoller Eleganz und äußerem Prunk, wohl aber in aller Gediegenheit der inneren Ausstattung durchgeführt. Wie wenig er aber einer in persönlicher Hinsicht veränderten Lebensauffassung und Lebenshaltung der Bewohner Ausdruck geben sollte, hätte sofort ermessen, wer den ersten Eintrag im Tagebuch von 1899 gelesen hätte, der wiederum lautete: Treu sich selbst.

Abgesehen von den inneren Möglichkeiten, sich zum Gelde anders zu stellen als bisher, fehlte es Tobler auch nicht an äußeren Anregungen, das ihm zugefallene große Vermögen in geschäftlichen Unternehmungen wirken zu lassen. Als einem Techniker hätten ihm, wenn auch nicht persönliche Betätigung, so doch finanzielle Beteiligungen nahe gelegen. Aber ihm fehlte jede geschäftliche Ader. Er ließ sich nicht darauf ein. Auch sonst blieb sein bescheidenes Wesen unverändert. Schon in jungen Jahren hatte ihn die einfache Lebensweise, in der er aufgewachsen war, der Gefahr entzogen, der mancher andere junge Mann in seinen Verhältnissen nicht entgangen wäre: der Gefahr, über die Schnur zu hauen. Auch jetzt ließ er nicht von seinen einfachen Gewohnheiten ab. Das war die Folge nicht nur einer Abneigung gegen alle Probererei und allen Luxus, sondern ebenso sehr einer Eigenschaft, die wohl aus der altbürgerlichen Solidität früherer Geschlechter herausgewachsen war, in ihm aber zu besonderem Ausdruck gelangte: eines stark entwickelten Gefühls für das Wesentliche im Leben. Freilich hielt er, wie einfach immer auch seine Bedürfnisse des täglichen Lebens waren, ebenso sehr auch auf Gediegenheit. Was er sich anschaffte, mußte, bei aller Einfachheit der äußeren Form, solid und sorgfältig ausgeführt, und was er bestellte, von guter Beschaffenheit sein. Dabei mochte sich mitunter auch eine gewisse Ungeduld geltend machen, wenn nicht alles seinen Wünschen entsprach, und das Wort *à la guerre comme à la guerre* ließ er lieber links liegen. So konnte seine Anspruchslosigkeit auf Reisen, als er sie in kleinem Kreise selber einmal berührte, von einem der Angehörigen scherzweise mit den an einen Dritten gerichteten Worten erläutert werden: Gewiß, der Herr Professor ist durchaus anspruchslos; er verlangt nur ein schmackhaftes Essen und einen schönen Wein und ein gutes Bett und eine aufmerksame Bedienung und sonst nichts.

Aller Schein war ihm zuwider, alle Übertreibung stieß ihn ab. Damit hing auch sein Mißbehagen zusammen gegen alles stärkere Hervortreten nach außen und gegen jegliches Repräsentieren. Fast ängstlich vermied er es, Aufsehen zu machen.

So ließ er sich auch in den neuen Verhältnissen nicht über die Grenzen seiner Natur und seiner Begabung hinausführen. Sein Streben galt nach wie vor seiner Wissenschaft. In ihr seinen Platz auszufüllen, genügte ihm. Ihr widmete er seine Kraft so sehr, daß er sich auch von seiner Tageseinteilung



Mina Tobler-Blumer

Nach einer Photographie von C. Ruf aus dem Jahre 1911



nicht abdrängen ließ. Hierin hatte er sich schon früh an größte Regelmäßigkeit gewöhnt. Der tägliche Spaziergang, im Sommer zwischen 5 und 7, im Winter zwischen 2 und 4 Uhr, war ein fester Bestandteil des Tagesprogramms. Vorzugsweise wandte er seine Schritte dem Zürichberg zu. Dabei begleitete ihn getreulich sein kleiner Hund, dem er gelegentlich, wenn er sich nicht ganz gebühlich benahm, mit milder Strafreden Vorstellungen machte. Halb im Scherz, halb im Ernst fragte ihn vielleicht einmal jemand, ob er daran denke, daß es Leute geben könnte, die wähten, er trage jederzeit eine Million auf sich. Er ließ sich aber dadurch von seiner Gewohnheit nicht abhalten. Auf dem Rückwege pflegte dann bei einer Endstation des Tramweges der Herr den Tram zu besteigen, während der Hund den Heimweg allein einschlug. An die Stelle des Spaziergangs trat bei schönem Wetter häufig eine Fahrt auf dem Velo, dem er aber nie sportliches Interesse entgegenbrachte. Es verlockte ihn deshalb auch nie zur Kilometerfresserei, sondern diente ihm lediglich zu maßvollster Betätigung körperlichen Bewegungsbedürfnisses. Von Wagen und Pferden wollte er, obgleich Stall und Remise vorhanden gewesen wären, nichts wissen, noch viel weniger von einem Automobil. Den Abend verbrachte er mit seiner Gattin nicht selten im Theater oder auch in Gesellschaften. Aber auch da zeigte sich seine Einfachheit und Regelmäßigkeit insofern, als ihm langes Zu-Tische-sitzen zuwider und rechtzeitiges Zu-Bette-gehen Bedürfnis war. Über das erste konnte er sich unter Umständen recht aufrichtig äußern und letzterem selbst nachgeben, wenn er zur Seltenheit eine zahlreiche jüngere Tanzgesellschaft in sein eigenes Haus eingeladen hatte, von der in später Stunde vermißt zu werden er nicht zu riskieren brauchte.

Dafür gab ihm der Reichtum um so mehr Gelegenheit einen Zug zu betätigen, der von jeher in ihm gelegen hatte und nun zu voller Entwicklung gelangen konnte: einem warmherzigen Empfinden und einer unerfchöpflichen Herzensgüte. Dem, der mit ihm verkehrte, traten sie schon in dem warmen Blick der schönen blauen Augen entgegen. Dieser Güte gab er nun im Verlaufe wahrhaft großartigen Spielraum und fand dabei eine ebenso hochherzige Gesinnungsgenossin an seiner Gattin.

Das paulinische Wort von der Geduld, die Bewährung wirkt, ist bekannt. Es konnte auch auf Mina Tobler angewendet werden. Manche andere Frau hätte sich, gleichsam über Nacht hemmenden Schranken enthoben und in materiell so weite Verhältnisse versetzt, die Erfüllung auch großer, an sich durchaus berechtigter Wünsche ohne weiteres gegönnt. Nicht so Mina Tobler. Für das Schöne, das das Leben an geistigen und insbesondere an künstlerischen Werten zu bieten vermag, besaß sie ein feines Verständnis. Sie freute sich aufrichtig, wenn künstlerisch schöne Gegenstände in ihren Gesichtskreis traten, sammelte innert bestimmten Grenzen solche mit liebevollem Verständnis. Sie besaß z. B. eine

große Sammlung Hegischer Stiche und entwickelte auch kunstgewerbliche Fähigkeiten, die weitgehenden Ansprüchen genügen konnten, von denen sie indessen nie sprach. Aber ihr einfaches und natürliches Empfinden bewahrte sie davor, in diesen Dingen aufzugehen, und hielt sie an den Wirklichkeiten des praktischen Lebens fest. Ihrem gediegenen und dabei ungewöhnlich schlichten Wesen hätte es widerstrebt, sich mit äußerem Glanz und Prunk zu umgeben. So stimmte sie in Schlichtheit und Einfachheit — sie drückten sich schon in ihrer äußeren Erscheinung aus — mit ihrem Gatten überein, vielleicht mit dem Unterschied, daß eine vorhandene Naturanlage durch bewußte Anpassung an den Gatten noch verstärkt wurde. Wie sie sich zu diesem stellte, konnte den Näherstehenden mitunter wie ein Lächeln voll sonniger Heiterkeit berühren. In seine Eigenheiten und kleinen Schwächen, zumal in seine Anschauung, daß die strenge Regelmäßigkeit der Tageseinteilung, die er selber ohne Abweichung befolgte, auch jedem Anderen angemessen sein müsse, fügte sie sich ohne weiteres, und nur ganz gelegentlich blizte in irgend einer Bemerkung ein leiser, liebenswürdiger Humor durch, der zeigte, daß sie über ihnen stand, sich ihnen aber doch bereitwillig und freundlich fügte. Er seinerseits vergalt ihr die Selbstlosigkeit mit mannigfacher zarter Aufmerksamkeit; und wie er für sie empfand, konnte man schon der Betonung des Wortes „Liebling“ entnehmen, mit der er sie in traulichem Gespräch anredete. Wem mit dem Ehepaar zu reisen vergönnt war, der konnte sich an dem seelischen Zusammenleben ganz besonders erfreuen.

Anfangs im Verkehr mit Anderen vielleicht etwas zurückhaltend, ließ sie ihre Güte und Liebenswürdigkeit doch rasch zu Tage treten, sobald sich eine gewisse Gemeinsamkeit der Anschauungen ergab. Ihr gehaltvolles, ruhiges und gleichmäßiges Wesen zeigte sich schon in den Kleinigkeiten des täglichen Verkehrs, wenn sie still und schlicht kleine Dinge, die den Anderen hätten unbequem werden können, aus dem Wege räumte, oder kleine Bedürfnisse bemerkte und erfüllte, bevor sie dem Andern zum Bewußtsein gelangt waren. Es zeigte sich ferner in ihrem Handeln, wenn sie die Aufgaben, die sich ihr entgegenstellten, auf die einfachsten Formen zurückzuführen strebte, um hierauf mit ruhiger Sicherheit an deren Lösung zu schreiten. Es zeigte sich auch darin, daß sie für Andere einsprang, ohne Worte zu machen.

Nun war auch ihrer Herzensgüte freie Bahn gegeben. Stark empfand sie die sozialen Pflichten, die ihr der Reichtum auferlegte. Das Wort vom Besitzen, als besäße man nicht, galt in vollem Maße von ihr. In dem Gefühl, daß die äußeren Glücksgüter auch ihr nicht geschenkt, sondern anvertraut seien, ging sie auf in der ebenso hohen Auffassung des Gatten; oder, könnte man vielleicht sagen, sie ergänzte sie, indem sie seiner mehr gewährenden Güte die schaffende Güte hinzufügte. Werke der Wohltätigkeit nahmen hinfort einen großen Teil

ihrer Zeit in Anspruch, den sie nur dadurch aufbrachte, daß sie die Sorgen der Haushaltung im engeren Sinne einer bewährten Haushälterin übergab.

Es waren vornehmlich drei Werke, an denen sie sich unter wirksamer Hilfe des Gatten beteiligte, das Schwesternhaus zum Roten Kreuz, der Frauenverein für zerstreute Protestanten und die Anstalt Balgrist des Schweiz. Vereins für krüppelhafte Kinder. Für das Rote Kreuz hatte einst dessen Gründer, Pfarrer Bion, schon den Vater Tobler zu interessieren gewußt und ihn beim Ankauf des ersten, untersten Hauses zur Gewährung eines großen Darlehens veranlaßt, das in Form einer Hypothek sicher gestellt wurde. Da lag es nahe, daß die Schwiegertochter schon bei Eröffnung des Hauses 1882 sich in das Damenkomitee wählen ließ, dessen Präsidentin sie 1907 wurde. Dem Frauenverein für zerstreute Protestanten trat sie samt ihrer Mutter 1900 als Mitglied bei und nahm noch im gleichen Jahre eine Wahl in den Vorstand an, eingedenk wohl der Jahre, da ihre eigene Familie in Lyon einer Diaspora-Gemeinde angehört hatte. In stetem Verkehr mit der Präsidentin, Fräulein Marie Kahn, ging sie dieser in ausgiebigster Weise an die Hand. Der Anstalt Balgrist, für die sie der Orthopäde Prof. Wilhelm Schultheß und Prof. H. Kesselring gewonnen hatten, wandte sie von den ersten Anfängen an, d. h. seit 1907, ihre lebhafteste Teilnahme zu und betätigte sie auch hier als Mitglied der Kommission und seit 1911 als Präsidentin des neugeschaffenen Damenkomitees. Das alles brachte ihr eine reiche Fülle von Arbeit. Überall zeigte sich ihr feines Verständnis für die vorliegenden Bedürfnisse, ihr kluger, von wahrer Nächstenliebe getragener Rat und ihre offene Hand. Nichts war ihr zu viel und nichts zu unbedeutend, und diese persönliche Hingabe wurde allenthalben ebenso hoch eingeschätzt, wie die Zuwendungen der beiden Ehegatten, wie groß immer auch sie waren.

Es kann sich hier nicht um eine Aufzählung dieser letzteren handeln. Es genügt für das Rote Kreuz die Schenkung der Liegenschaft zum Forster am Zürichberg als Ferienhaus der Schwestern zu erwähnen, ferner die Tilgung der auf dem alten Haus lastenden Hypothek, einen ganz großen Beitrag an den dritten Neubau und dessen Inneneinrichtung, der unter der Bedingung erfolgte, daß man von der Veranstaltung eines Bazar's zur Gewinnung von Geldmitteln absehe, die Einrichtung des Röntgenkabinetts, Beiträge an das Waschhaus, an die Schwesternkasse u. s. f. Bei der Anstalt Balgrist handelte es sich um öftere Beiträge in der Höhe zwischen zehn- und fünfzigtausend Franken. Dem Verfasser dieser Zeilen wurde, als man ihm von beteiligter Seite diese Zahlen mitteilte, weiterhin bemerkt: „Wie viel dazwischen geschlossen ist, weiß ich nicht; „nur das weiß ich, daß beide Gatten für spezielle Anliegen jeder Art und zu „jeder Zeit eine immer offene Hand hatten; ich denke beispielsweise nur an die „Ausrüstungen der Anstalt mit Dinge, an die jeweiligen Weihnachtsbescherungen

„u. s. f.“ Und ferner: „Das war und bleibt für mich das so Wohltuende, daß jede Spende nicht nur eine Gabe aus großem Reichtum heraus bedeutete; man „fühlte ihr nach, daß sie auch aus einem warmempfindenden Herzen stammte.“ Eine andere Stimme von gleicher Seite läßt sich vernehmen: „Frau Tobler sprach selten von den Werken der Barmherzigkeit, an denen sie sich mit Herz und Hand beteiligte. Als aber die Anstalt Balgrist eingeweiht wurde, erzählte sie strahlenden Auges von der schönen Lage, der zweckentsprechenden Einrichtung und besonders von der dringenden Notwendigkeit dieses Liebeswerkes, das so vielen unglücklichen Kindern in unserem Lande ein Segen werden solle.“ Nicht minder eindrucksvoll lautet es aus dem Frauenverein für zerstreute Protestanten: „In den Diaspora-Gemeinden gibt es viele berechtigte Wünsche, die oft jahrelang auf Erfüllung warten müssen. Die sehr bescheidene Besoldung der Pfarrer und Lehrer läßt manche verborgene Sorge entstehen. Für alles hatte Frau Tobler ein warmherziges Verständnis, eine nie ermüdende Bereitwilligkeit zu helfen und in seltenem Maße das schöne Talent, ihre Gaben in feinfühlende, zarte Form zu kleiden. Wie oft durften wir tiefempfundenen Dank und Segenswunsch an die „unbekannte Geberin“ übermitteln, wenn einer kleinen Berggemeinde die längst gewünschte Glocke geschenkt, oder einer andern die drückende Kirchenbauschuld getilgt, wenn einem von Arbeit überlasteten Pfarrer ein Vikar beigegeben oder einer durch ihre zahlreiche Kinderchar Tag und Nacht in Anspruch genommenen Familienmutter eine Ausspannung und Erholung ermöglicht wurde.“ Es lag nahe, daß sich ihre Teilnahme ganz besonders auch den Diasporagemeinden in dem Gebiet zuwandte in dem ihr Gatte militärisch tätig war.

Neben diesen Anstalten gingen so und so viele andere einher, denen die nie versiegende Güte des Ehepaars ebenfalls große einmalige oder wiederholte Spenden zukommen ließ, sei es für Bau- oder Betriebszwecke. Es würde zu weit führen, sie alle aufzuzählen. Aber man darf wohl sagen: Es besteht zur Zeit in Zürich kein größeres wohltätiges oder gemeinnütziges Werk, das im Laufe der Jahre oder durch Toblers lektwillige große Verfügungen nicht reiche Förderung erfahren hätte. Als Zeugen seien u. a. aufgeführt: Algeri (die einzige Anstalt, in deren Komitee Tobler saß), Asyl Neumünster, Blindenheim Dankesberg, Kinderhospital, Pflegerinnenschule, Uster, die Lungen-sanatorien Wald und Clavadel; oder Kunsthaus, Theater und Tonhalle, daneben auch das Volkshaus in Außer Roth; oder Freie Schule, Freies Gymnasium und Evang. Lehrerseminar in Unterstraf; oder die Fachschule für Damenschneiderei; oder Eidg. und Kantonale Winkelriedstiftung; oder Freiwillige und Einwohner-Armenpflege u. s. f. u. s. f.

Weiterhin stellten sich stets auch wissenschaftliche und literarische Unternehmungen mit Bittgesuchen ein. Hier war ein Hilfsfonds anzulegen, dort eine

große Publikation zu ermöglichen oder ein Institut mit notwendigen Instrumenten und Apparaten zu versehen. Von allen Seiten appellierte man an sein Interesse; und dieses mußte wirklich fast schon negativ sein, um ihn zu einem Abschlag zu veranlassen.

Immer entschied er, wenn es sich um größere Beträge handelte, im engsten Einvernehmen mit seiner Frau, so lange sie lebte; hernach allein. Wohl fragte er gelegentlich diese oder jene Person aus seiner Umgebung um ihre Meinung; aber eine unberufene Einmischung hätte er ebenso freundlich wie unmißverständlich von der Hand gewiesen.

Von allen diesen Anstalten und Unternehmungen sei wenigstens eine etwas einläßlicher berührt, weil sie mit der vorliegenden Veröffentlichung in engstem Zusammenhang steht: die Zentralbibliothek. Seit 1897 waren Bestrebungen für ihre Errichtung im Gange. Aber sie kamen unter der Ungunst der Zeit nicht vom Fleck, bis Tobler auf Veranlassung von Prof. Ferd. Rudolphi durch diesen am 1. August 1902 dem Kanton Zürich unter gewissen Bedingungen für ein Zentralbibliothek-Gebäude die Summe von 200,000 Fr. verhiel. Sie bildeten den Grundstock für die Sammlung von weiteren privaten Beiträgen und den Ausgangspunkt für die Verhandlungen zwischen Kanton und Stadt wegen der Zusammenlegung der beidseitigen Bibliotheken. Und als diese an der Finanzfrage wieder ins Stocken gerieten, gab Tobler einen neuen Anstoß durch nochmalige Verheißung der gleichen Summe, falls die Hälfte von anderen Seiten zusammenkomme. Auch hier war es nicht bloß das Interesse des Gatten, das sich in den beiden Zuwendungen und noch einer weiteren ausdrückte. Auch Frau Tobler interessierte sich aufs lebhafteste für den ganzen Fragenbereich: Bauplatz, Baupläne, Finanzierung, Organisation u. s. f., wie sie auch die Stadtbibliothek in gewissen Arbeiten ausgiebig förderte. Sie ließ es sich sogar nicht nehmen, in dem im Entstehen begriffenen Neubau auf den provisorischen Treppen bis ins oberste Geschoß emporzusteigen. Wenn am 28. Juni 1914, am Schicksalstage von Serajewo, die Zentralbibliothek mit der Annahme der kantonalen Abstimmungsvorlage noch glücklich unter Dach gelangte, so ist das vornehmlich Tobler zu verdanken, der auch weiterhin dem Institut werktätige Teilnahme schenkte und u. a. die beiden Statuen Konrad Gefners und Joh. Jak. Bodmers auf dem Vorbau stütete. Ohne ihn, das ist mit aller Bestimmtheit zu sagen, würde das Zentralbibliothek-Gebäude heute noch nicht bestehen oder zum allermindesten nicht in der gegenwärtigen Ausdehnung. Und nun hat er ihr überdies in seinem Testament noch den Betrag von 250,000 Fr. vermacht, der als eigener Fonds zu verwalten ist und dessen Zinse für besondere, nicht in den gewöhnlichen Betrieb fallende Zwecke zu verwenden sind.

Diese großzügige Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit beschränkte sich nun

aber keineswegs auf Anstalten und Unternehmungen. Auch bedürftige Einzel-Personen aller Art hatten in stets steigendem Maße daran Teil. Die zahlreichen Hilfsgefuche hatten schon kurz nach dem Tode des Vaters zu einer Abrede mit einem entfernten älteren Verwandten geführt, der bei ihrer Erledigung Sekretariats- und Informationsdienste leistete und dem nach seinem Tode jüngere Verwandte als eigentliche Sekretäre folgten. Eine solche Entlastung war für Tobler Notwendigkeit; denn sich materiell mit den Gesuchen zu befassen, hätte ihn zu viel Zeit und Kraft gekostet. Dafür stellte sich die Gattin um so mehr auch in den Dienst dieser Tätigkeit. „Nie öffnete sie“, heißt es in einem Briefe an den Verfasser, „ihre freigebige Hand nur, um den Bittsteller „los zu werden. Durch gewissenhafte Prüfung der Verhältnisse suchte sie auf „die beste Art und dauernd zu helfen.“ Stets hatte sie eine Anzahl von Schützlingen an der Hand, deren Entwicklung und Fortkommen sie sich angelegen sein ließ: Studierende, angehende Künstler, Familienväter, hilfsbedürftige Frauen. Es war ein unermüdliches Geben, über das sie niemand Rechenschaft zu geben hatte; denn der Gatte stattete sie, eingedenk seiner eigenen Erfahrungen, mit den nötigen Mitteln dazu aus. Es war aber auch ein Geben in aller Stille, worin sie wiederum mit dem Gatten übereinstimmte. Wie er bei den Zuwendungen z. B. für die Zentralbibliothek immer nur als „ungenannt sein wollender Geber“ bezeichnet zu werden verlangt hatte, so war auch sie fast ängstlich bemüht, nicht in den Vordergrund zu treten, und liebte es nicht, ihre Güte bekannt und besprochen zu wissen.<sup>7)</sup>

Quelle solchen Verhaltens war bei Mann und Frau nicht nur Menschenfreundlichkeit im allgemeinen, sondern tief religiöse Anlage, die den ganzen Menschen durchdrang und in der beider Auffassungen von den sozialen Pflichten des Reichthums verankert waren. Sie schuf um die Frau jene milde, wärmende Stimmung, in der es jedem, der ihr näher treten durfte, so wohl zu Mute war; sie lag der großen Lauterkeit und unbedingten Wahrhaftigkeit des Gatten zu Grunde und bewirkte seine Feinfühligkeit für den Mangel an Übereinstimmung zwischen Worten und Taten, wo immer ihm ein solcher entgegentrat, und sie ließ die beiden in Eintracht und Liebe auch tragen, was ihnen das Leben an Sorgen und Schwerem brachte; denn davon blieben auch sie nicht verschont.

Das religiöse Empfinden nahm weder bei ihm noch bei ihr dogmatische Formen an; aber es führte beide auch zu kirchlicher Betätigung. Fast 30 Jahre, von 1892 bis 1919, gehörte er der Kirchenpflege Großmünster an. Bei den Beratungen ließ er sich nie in theoretische Diskussionen ein. Handelte es sich dagegen um Probleme praktischer Art, so konnte man sicher sein, daß er der einfachsten Lösung zustimmte. Bedurfte es hierzu finanzieller Mittel, die man der Gemeinde nicht wohl zumuten konnte, so stellte er sie ohne weiteres zur Ver-

fügung. Als 1913 die Gemeinde für die neue Bestuhlung und Beheizung beträchtlicher Summen bedurfte, schoß er sie ihr vor. Bei außerordentlichen Kollekten legte er stets namhafte Beträge ein und freute sich, wenn sie den Ergebnissen des Großmünsters in der Reihenfolge der stadtzürcherischen Gemeinden einen ehrenvollen Platz sicherten. Mit praktischer Hilfsbereitschaft stand er namentlich auch den Geistlichen zur Seite, die wußten, daß sie sich ungescheut an ihn wenden konnten, wenn sie für besondere Notfälle besonderer Mittel bedurften. Er wollte aber für sie nicht bloß Spender sein, sondern trat auch in persönliche Fühlung mit ihnen, indem er ihnen warmes Verständnis für ihr Amt und für dessen Schwierigkeiten entgegenbrachte. Es waren ihm deshalb nötig werdende Pfarrwahlen stets ernste Aufgaben. Er entzog sich ihnen keineswegs, obgleich ihm die gehäuften Reisen und Sitzungen unbequem fallen mochten — gegen letztere hatte er, welche Behörden oder Kommissionen sie immer betreffen mochten, große Abneigung<sup>8)</sup> — und wirkte an ihrer Lösung mit persönlicher Anteilnahme mit.

Wer den Reichtum so gebrauchte, wie Tobler und seine Gattin, dem blieb freilich auch die Rehrseite nicht erspart. Man weiß, wie es Menschen zu gehen pflegt, denen nicht nur der edle Sinn, sondern auch die äußere Möglichkeit einer offenen Hand beschert ist. Die Kunde verbreitet sich rasch, und die Anforderungen, die man an sie stellt, werden von Jahr zu Jahr größer. Hatte man anfangs vielleicht nur in besonderen Fällen seine Hilfe gesucht, so mehrte sich im Verlaufe die Zahl der Hilfsgesuche fast lawinenhaft. Sogar die eidgenössische Post erfuhr das; denn nicht nur stellte sie ihm seit Jahren täglich ein ganzes Päcklein solcher Zuschriften zu; sondern sie gab in dem wohlbekanntem Hause in der Winkelwiese in Zürich selbst ausländische Briefe ab, die als Adresse einzig die Worte „An den großen Wohltäter in der Schweiz“ trugen.<sup>9)</sup> Die Durchsicht der vielen Zuschriften konnte ihm wohl den als Randnotiz angebrachten Stoßseufzer auspressen: „Es ist zum Verzweifeln“. Zu Anfang des letzten Jahres stiegen die eingehenden Gesuche in einer Woche einmal auf mehr als 60,000 Fr. Das mag einen Anhaltspunkt geben nicht nur für die erbetenen Gesamtbeträge eines Jahres, sondern auch für die gewährten. Machte man im vertrauten Gespräch einmal eine Anspielung auf seine Wohltätigkeit, so äußerte er wohl: „Ich kanns ja doch nicht mitnehmen“, oder er zitierte das Wort: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“. War er besonders guter Laune, so konnte er sagen, indem er die Daumen der auswärts gespreizten Hände in die Armausschnitte der Weste steckte und eine komisch selbstbewußte Miene aufsetzte: „Ich kanns und vermags“, und herzlich lachen, wenn man ihn dann scherzweise einen Prozen nannte. Aber freilich erwuchs ihm auch mancherlei Belästigung und Ärger aus seiner Freigebigkeit. Es verursachte nicht gerade angenehmen Nachgeschmack, wenn das Interesse, das

er gesprächsweise einem auf kurzen Besuch in Zürich weilenden Schriftsteller an dessen Werken bezeugte, ihm folgenden Tags ein Bittgesuch einbrachte. Vielfach enthielten die Bittgesuche Angaben, die sich bei näheren Nachforschungen als unwahr erwiesen, was begreiflicherweise seine Stimmung gegenüber dem Andrang nicht verbesserte. Auch Unverschämtheit trat ihm entgegen; er sollte Geld vorschießen, um damit von keiner Sachkenntnis beschwerten Entlehnern eigene Geschäfte zu ermöglichen, einmal — ein Beispiel für viele — einem Lehrer, der fand, es ließe sich mit Fleischexport nach Rumänien viel Geld verdienen, und eine große Summe hiezu verlangte. Auch kam es vor, daß ihm als Unterpfand etliche hundert Paar Schuhe angeboten wurden, oder daß ein Bittgesuch, das auf eine dreistellige Zahl lautete, die Bemerkung enthielt, noch erwünschter wäre, wenn der Zahl eine Null angehängt würde.

Unter solchen Unversfrorenheiten litt er; denn er war viel zu fein organisiert, um auf den groben Klotz einen groben Keil zu setzen. Es half nichts, wenn man ihm aus Anlaß von derartigen Zuschriften ein „Landgraf werde hart“ zurief. Seine Warmherzigkeit brachte es mit sich, daß er nicht selten gegen seine Überzeugung handelte. In mehreren Fällen stellte er, mit dem Endergebnis des Verlustes, wankenden geschäftlichen Unternehmungen und nicht unbedingt vertrauenswürdigen Persönlichkeiten sechsstelligen Beträge zur Verfügung, sei es, daß er sich von den Betreffenden zu sehr bereden ließ, oder zu viel auf die Empfehlung anderer, von ihm hochgeachteter Männer abstellte. Solche Erfahrungen bewirkten bei ihm eine gewisse Skepsis. Sie vermehrten nicht nur sein feines Gefühl für jede Art von Mißbrauch, dem er sich ausgesetzt fühlte, sondern auch sein merkwürdig scharfes Beurteilungsvermögen im persönlichen Verkehr. Er wußte auf dem Antlitz seiner Gegenüber oft zu lesen, mehr als diese dachten und ihnen unter Umständen lieb war. Der ihm Nahestehende konnte gelegentlich höchst erstaunt sein, wenn er ihm auf den Kopf zusagte, was er bei der Rede eines Dritten gedacht hatte. Auch Veruntreuung eines großen Betrages, den er für ein gemeinnütziges Unternehmen gespendet hatte, mußte er einmal erleben. Er begrub die Sache in aller Stille und fügte einer kurzen vertraulichen Erwähnung resigniert nur die Worte bei: „Legt's zu dem übrigen“. Selbst Erpressung blieb ihm nicht erspart. Anonyme Zuschriften verlangten vor wenigen Jahren Ausshändigung einer halben Million unter Todesandrohung, wenn er der Aufforderung nicht Folge leiste oder der Polizei davon Mitteilung mache. Ohne auch nur eine Minute zu zaudern, übergab er die Angelegenheit trotzdem der Polizei, und diese faßte den Erpresser, als er den Betrag nachts an der vorgeschriebenen Stelle unmittelbar beim Toblerschen Hause erheben wollte. Als er dann aber eingebracht und im Korridor des Hauses dem ersten Verhör unterzogen wurde, machte sich beim Hausherrn neben der gerechten Entrüstung

bald auch das Mitleid mit dem Delinquenten geltend. So brachte ihm sein Vermögen oft genug recht wenig Befriedigung, und die schweren Schatten großen Reichtums konnten dann gerade in derartigen Zusammenhängen dem Näherstehenden eindrucksvoll zum Bewußtsein gelangen.

Seine großzügige Gebefreude hinderte ihn indessen nicht daran, warme Dankbarkeit zu zeigen für Gefälligkeiten oder kleine Dienste, die man erwies: wiederum ein Zug, in dem die Gattin mit ihm übereinstimmte. Für den Erweisenden waren es ja freilich stets nur bescheidene Gegenleistungen für reiche Förderung. Er aber dachte nie an das, was er andern geleistet und gegeben, sondern nur, was er von ihnen erhalten hatte.

## IV.

Jahr um Jahr verging. An der Eidg. Technischen Hochschule, wie die Schule nunmehr hieß, errang Tobler stets festeren Boden und seinem Fache steigende Bedeutung. Hatte er anfänglich ausschließlich an der Freifächer-Abteilung gelesen, so erschien seit 1898 die Militärtelegraphie und -telephonie unter den Vorlesungen der militärischen Abteilung und seit 1899 das Eisenbahn-Signalwesen unter denen der Ingenieurschule. 1905 wurde die Honorarprofessur zu einer ordentlichen Professur erhoben. 1909 erklärte der Schulrat die Schwachstromtechnik als Wahlfach an der Maschinenbau-Abteilung, speziell für Elektroingenieure. Daraus erwuchs ihm auch die Aufgabe, Diplomprüfungen abzunehmen: eine ihm höchst unbehagliche Pflicht; denn seiner Menschenfreundlichkeit war das Prüfen fast noch widerwärtiger als seinen Zuhörern das Geprüftwerden, und der Konflikt zwischen Wohlwollen und Gerechtigkeit machte ihm stets viel zu schaffen. Mit Professor H. F. Weber, dem Inhaber der Hauptprofessur für Elektrotechnik, der in seiner stark ausgeprägten Eigenart gewohnt war, große Anforderungen an diejenigen zu stellen, mit denen er verkehrte, und ihnen seinen Willen aufzulegen, stand er auf gutem Fuße, dank zumal dem Umstand, daß er stets ruhig seiner eigenen Aufgabe nachging, über die selbstgezogenen Grenzen nicht hinausstrebt und keinerlei Einfluß außerhalb seines Faches zu gewinnen sich bemühte. Weber schätzte den stets freundlichen Kollegen und wußte insbesondere auch Toblers große Verdienste um die Schwachstromsammlung zu würdigen, auch wenn dieser sich zeitweilig den erforderlichen Raum erst erringen mußte. Ihre Versetzung aus einem Korridor in ein geschlossenes Zimmer fand sie freilich erst unter Webers Nachfolger, Prof. Kullmann. Mit seinen Kollegen an der Universität stand er in angenehmsten Beziehungen. Prof. Kleiner war mit ihm schon von der Gymnasialzeit her befreundet, und mit Prof. Edgar Meyer, der 1916 nach Kleiners Rücktritt und Tod folgte, verbanden ihn bald ebenfalls freundschaftliche Beziehungen.

Seine Stellung an der Eidg. Technischen Hochschule führte ihn auch als Mitglied in die sogenannte Stangenkommission, die vom Eidg. Post- und Eisenbahndepartement anfangs des Jahrhunderts ernannt wurde, um Normen aufzustellen über Parallelführungen und Kreuzungen von Starkstrom- und Schwachstromleitungen. Seine Abneigung gegen Sitzungen vermochte aber auch sie nicht zu überwinden. Näher lag ihm die Teilnahme an einer dem Eidg. Geniebureau unterstellten Kommission für drahtlose Telegraphie, die ihn bald dahin, bald dorthin führte, das eine Mal nach St. Maurice oder an den Gotthard, ein anderes Mal auf die Rigi-Scheidegg oder auf den Weissenstein oder nach Bern usw. Sie interessierte ihn um so mehr, als er Versuche mit drahtloser Telephonie auch im eigenen Hause anstellte.

Seiner militärischen Aufgabe lag er auch weiterhin mit größtem Eifer ob. Immerhin vollzogen sich mit der Zeit in seiner Stellung gewisse Änderungen. Die hauptsächlich elektrischen Anlagen waren abgeschlossen. Die elektrischen Kurse, an denen auch Offiziere teilnahmen, hatten ein Personal geschaffen, das nicht nur eine zuverlässige Bedienung gewährleistete, sondern mancherlei Arbeiten auch selber vornehmen konnte. Der dem Gotthardstabe zugeteilte Offizier des Materiellen leitete manche Arbeiten selbständig, und überdies verfügte das Bureau für Festungsbauten in Bern über einen eigenen Ingenieur, der häufig auch auf dem Neke tätig war. Dazu kamen gewisse organisatorische Verschiebungen. Nach Erledigung der erstmaligen technischen Aufgaben erhielten die bleibenden taktischen größeres Gewicht. Das bewirkte, daß der Telephondienst von der Festungsartillerie losgelöst und dem allgemeinen Nachrichten- und Verkehrsdienst zugewiesen wurde. Toblers dienstliche und außerdienstliche Tätigkeit verminderte sich. Er wurde des Postens eines Chefelektrikers, für den der Grad eines Majors zu hoch erschien, enthoben und zur Verfügung der Kommandostäbe der Befestigungen gestellt. An den tatsächlichen Verhältnissen änderte das aber nichts. Er wurde über alles auf dem Laufenden gehalten. Häufige Messungen und Kontrollen führten ihn immer wieder an den Gotthard hinauf. Daneben wirkte er als Lehrer in taktischen Kursen, leitete elektrotechnische Kurse und hatte sich außerdem nun auch mit den Anlagen von St. Maurice zu befassen. 1912 wurde seine frühere Funktion als Chefelektriker zusammen mit der später geschaffenen eines Chefs des mobilen Telephon- und Signaldienstes in die vorzugsweise taktische Stelle eines Chefs des Verkehrsdienstes umgewandelt und Major Ernst Amberg, dem Rektor des zürcherischen Gymnasiums, übertragen. Dieser drängte aber stets darauf, daß der erfahrene Techniker — dem das Taktische weniger lag — nach wie vor als wertvoller Ratgeber zugezogen wurde.

Eine interessante Episode bildete für ihn, der inzwischen, anfangs 1909, zum Oberstleutnant vorgerückt war, im gleichen Jahr eine Mission nach Berlin als

Begleiter des damaligen Oberst-Korpskommandanten und nachmaligen Generals U. Wille. Sie gab ihm willkommene Gelegenheit, von den sein Fach betreffenden Einrichtungen des preussischen Heeres Kenntniss zu nehmen und auch Einblicke in das Schießwesen und den Unterricht an der Kriegsakademie zu erhalten; sie verschaffte ihm auch die Einladung zu einer Galatafel im Schloß.

Im übrigen verlief das Leben in gewohnter Weise. Im ersten Teil des Sommers pflegte die Familie, wie schon im abgelaufenen Jahrhundert, jeweilen für einige Wochen auf den Zürichberg zu ziehen, wo seinerzeit der Vater von einem entfernten Verwandten ein Grundstück übernommen hatte, auf dem 1890 ein kleines, einfaches Chalet entstand. Es bildete insbesondere für die Gattin, die von Kind auf große Freude an der Natur hatte, einen Lieblingsaufenthalt.

Auf den gewohnten Ferienreisen fing er an, nicht nur die großen Städte zu besuchen, sondern seine Schritte auch nach anderen Seiten zu lenken, nach Südfrankreich, an die Riviera, nach Rom und nach Sizilien, nach Algier, nach Dalmatien, an die Nordsee und Ostsee uff. Im Vorbeiweg pflegte er dann allenthalben Einsicht zu nehmen von den ihn interessierenden Einrichtungen, insbesondere von allfälligen submarinen Kabelaanlagen. Diese Reisen boten ihm auch Gelegenheit, einer Liebhaberei nachzugehen, deren er sonst wenige besaß und die man ohne weiteres nicht bei ihm vermutet hätte. Schon in jüngeren Jahren hatten Dampfmaschinen eine große Anziehungskraft auf ihn ausgeübt. In Verbindung mit den elektrischen Installationen auf den großen Meerschiffen, wie Steuerungen, Befehlsübermittlungen uff. gewannen sie einen neuen Anreiz; und da die Anwendung des Schwachstromes auf Kriegsschiffen noch viel wichtiger erschien, als auf Handelsschiffen und Passagierdampfern, entwickelte sich bei ihm ein lebhaftes Interesse für Kriegsschiffe und Flottenfragen. Mit Hilfe von diplomatischen Empfehlungen verschaffte er sich bei Besuchen in Kiel, in Chatham, Portsmouth und Malta, in Toulon, Spezia und Pola Zutritt auf deutschen, englischen, französischen, italienischen und österreichischen Kriegsschiffen, auf denen er sich umsah, so genau er konnte. Dieser „Flottenvogel“, wie er ihn mit scherzhafter Selbstironie nannte, veranlaßte ihn zu Studien über die Seekriege der letzten Jahrzehnte, insbesondere aus der Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges und des Jahres 1866 und führte ihm in den Jahren steigender Spannungen der politischen Lage Europas mitunter auch literarische Erscheinungen in die Hand, in denen die Chancen künftiger Seekriege und Seekriegsüberfälle erörtert wurden und die er dann in der zuständigen Fachpresse besprach.

Inzwischen waren die Kinder herangewachsen. Die Tochter verheiratete sich im Dezember 1905 mit Ingenieur Alfred Dürler, in dem Tobler einen liebevollen und ihm herzlich ergebenden jüngeren Freund gewann und der ihm spezielles Verständnis auch für seine Studien entgegenbrachte. Wenige Monate zuvor

hatten die Gatten die silberne Hochzeit gefeiert, leider bei unwölktem Himmel; denn im Frühjahr 1905 hatte sich bei der Gattin ein Nierenleiden gezeigt, das zwar nicht unmittelbar gefahrdrohend schien, aber doch Sorgfalt und Schonung verlangte und sie zur Stärkung und Wiederherstellung unmittelbar nach der Hochzeit der Tochter zu einem Winteraufenthalt nach Ägypten führte. Im Februar 1906 reiste Tobler ebenfalls dorthin, um die Gattin zurückzuholen. Auf dem Hinweg erlitt sein Schiff durch Schraubenbruch Havarie und war widerstandslos und ohne Nachrichten geben zu können, einem außergewöhnlich hohen Seegang ausgesetzt. Gerne benutzte der Kapitän den seegewohnten Passagier, der die nicht leichte Situation zwar klar erfaßte, aber sich von Aufregung fernhielt, um durch ihn auch auf die andern Passagiere beruhigend einzuwirken.

Gestärkt kehrte die Gattin mit ihm wieder nach Hause zurück. Aber ihr Befinden gab doch stets zu Besorgnissen um so mehr Veranlassung, als ihre Arbeit an den verschiedenen wohlthätigen Anstalten wuchs und ihr Pflichtbewußtsein sie über die vom körperlichen Befinden gezogenen Grenzen oft hinausführte.

Im Juni 1914 trat Tobler das 65. Altersjahr an. Er hätte sich von seinen militärischen Funktionen schon längst zurückziehen können. Aber als am 1. August der Weltkrieg ausbrach, hielt es auch ihn nicht zurück. Mit dem Bemerken, er sei zwar nicht mehr feldtüchtig, aber immer noch rüstig, stellte er sich den Oberbehörden zur Verfügung und folgte mit Genugthuung und fast jugendlicher Hingabe einer Einberufung, die ihn als technischen Berater dem Stabe der Gotthardtruppen einreichte, in engsten Verkehr mit dem Chef des Verkehrswezens, Major Amberg, brachte und für ihn zum großen Erlebnis wurde. Die allgemeine Lage verlangte, das vorhandene permanente Telephonnetz bis aufs äußerste auszunutzen. Das bedingte eingehende Prüfungen aller Teile, sorgfältige Ausführung von Reparaturen und Ergänzungen, insbesondere auch umfangreiche Beschaffung von Material: letztere angesichts des großen Bedarfes der Feldarmee ein doppelt schwieriger Umstand; aber Toblers Beziehungen zur Privatindustrie erwiesen sich auch hier wieder sehr wertvoll. Daneben leitete er die Ausbildung von Soldaten zu Telegraphisten und zu Funktionären an Spezialapparaten und führte — was ganz besonders wichtig war — Offiziere in die Untersuchung von Kabeln und in das Auffinden von Fehlern ein. Die dazu nötigen Instrumente lieferte er selber. Bis in den Winter hinein blieb er droben. Der Dienst erfrischte ihn und veranlaßte ihn sogar, das seit Jahren eingestellte Reiten wieder aufzunehmen und bis in die letzten Lebensjahre fortzuführen. Den Winter verbrachte er zu Hause, auch hier mit Versuchen, Rat schlägen und Korrespondenzen für den Gotthard beschäftigt. In den folgenden Jahren ging er zu längerem oder kürzerem Aufenthalt wieder hinauf und besuchte außerdem die Befestigungsanlagen von St. Maurice, am Hauenstein und im Tessin, sowie

die Sicherungsvorkehrungen am Simplon. Mit Kriegsende erachtete er seine Tätigkeit als abgeschlossen und kam um seine Entlassung aus der Wehrpflicht ein.

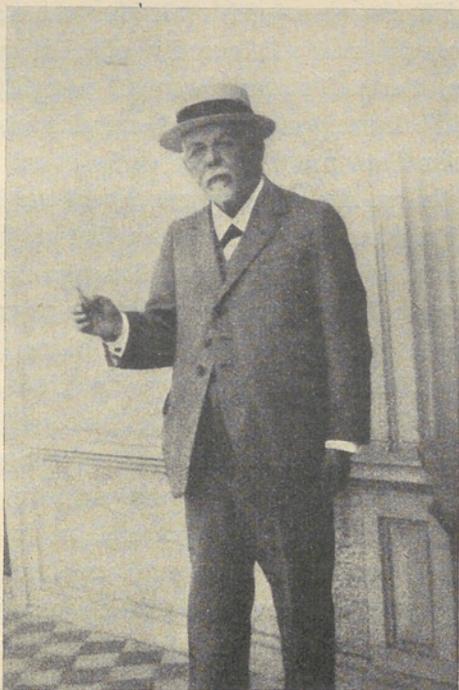
In die Kriegsjahre hinein fiel nun aber der größte Schmerz seines Lebens: der Hinschied der Gattin. Im Februar 1916 war sie in einer Sitzung ohnmächtig geworden. Das Nierenleiden, das nie ganz verschwunden war, stellte sich mit erneuter Heftigkeit ein und führte am 19. März zum Tode. Tiefgebeugt stand Tobler an der Bahre der Frau, mit der er durch mehr als 35 Jahre in voller Eintracht zusammengelebt hatte. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt“, schrieb er mit Hiob in das Tagebuch. Noch nach Jahren bezeichnete er jene Zeit schlicht als die Zeit seines Unglücks.

Still ging sein Tagewerk weiter.<sup>9a)</sup> Was ihm die nun folgenden Jahre noch mehr erschwerte, war, daß der persönliche Verkehr mit dem Ausland ganz abgeschnitten war.<sup>10)</sup> Im Herbst 1919 lag endlich die Möglichkeit zu Auslandsreisen wieder vor. Mit Freuden ging er nach London, um dort die alten Beziehungen wieder frisch anzuknüpfen, sah sich im folgenden Jahr auch in Paris um und lenkte 1921 und 1922 seine Schritte wiederum nach London. Die 70. Geburtstagsfeier brachte ihm von Seiten der Philosophischen Fakultät I der heimischen Universität „in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Pflege von Wissenschaft und Kunst in Zürich, insbesondere in Hinsicht auf seine werktätige Teilnahme an der Gründung der Zentralbibliothek“ den Ehrendoktor. Im übrigen ließ er den Tag so still als nur möglich verstreichen und war dankbar, daß die Redaktionen der zürcherischen Tagesblätter ihn mit Stillschweigen übergingen. Wer den 70-jährigen, aber noch immer frischen und beweglichen Mann und seine regelmäßige Lebensweise kannte, ihn zumal auch ausreiten sah, war ohne weiteres geneigt, ihm, wie seinem Vater und Großvater, ein hohes und rüstiges Alter umso eher in Aussicht zu stellen, als er Zeit seines Lebens nie krank gelegen hatte.

Aber der Schein täuschte. Nach zwei Jahren kündigte sich ein Nierenleiden an. Zwar begann er, nach mehrwöchentlichem Unwohlsein, im Herbst 1922 wie gewohnt die Vorlesungen. Aber nach kurzer Zeit mußte er sie abbrechen und verließ von nun an das Haus nicht mehr. Schon früher hatte er gelegentlich davon gesprochen, vom Lehramt zurückzutreten. Einzig die noch ungelöste und ihn sehr beschäftigende Frage seiner Nachfolge hatte ihn davon abgehalten; denn seinem Fache die Stellung im Unterrichtsprogramm zu wahren, die er ihm durch seine jahrzehntelange Tätigkeit errungen hatte, erschien ihm von großer Wichtigkeit. Nun war trotzdem der Zeitpunkt da, in aller Form um die Entlassung einzukommen, die ihm mit angelegentlichem Dank für seine Verdienste erteilt wurde. Schritt um Schritt ging es abwärts. Zwar sprach er zeitweilig von allerlei kleinen Plänen, die er im Sommer auszuführen gedenke. Aber er verhehlte sich doch den Ernst der Lage nicht und traf seine letztwilligen An-

ordnungen, die wiederum reiches Zeugnis von seinem hochherzigen Sinn ablegten.<sup>11)</sup> Bald kam die Zeit, da er das Bett gar nicht mehr verlassen konnte. Bis zum Anfang Mai führte er sein Tagebuch selber nach; dann diktierte er bis Ende des Monats die Einträge. Mit Anfang Juni setzte es aus. Meist lag er still da; aber noch in den letzten Tagen dankte er in rührender Weise für jede kleine Handreichung. Am 3. Juli 1923 entschlief er sanft und schmerzlos. In größter Schlichtheit wurde er nach seinem Wunsch am 5. Juli auf dem nahe gelegenen Privatfriedhof an der Hohen Promenade neben seiner Gattin bestattet.

„Sei, was Du bist, aber sei es ganz“. Dieses Wort J. C. Lavaters mag jedem gelten, dem das Geschick nicht ungemessene Geistesgaben in die Wiege legte, sondern die Aufgabe auf den Lebensweg gab, Kraft und Mittel zusammenzuhalten, um etwas Ganzes aus sich zu machen. Auch Adolf Tobler hat dem Worte treulich nachgelebt. Ganz war er in der Art und Weise, wie er seiner Wissenschaft lebte; ganz war er in ebenso hohem Maße darin, wie er seinen großen Reichtum als ihm anvertrautes Pfund verwertete. Möge es unserer Stadt und unserem Lande nie an Männern und auch an Frauen fehlen, die, wie er und seine Gattin, in ihrer Art als leuchtende Vorbilder gelten können.



## Anmerkungen.

<sup>1)</sup> Vgl. P. Bernle im Sonntagsblatt der Basler Nachrichten v. 11. Jan. 1920, S. Trog ebendort v. 1. Febr. 1920, Ad. v. Harnack, Erforschtes und Erlebtes, 1923, p. 151, und H. J. Funck, Georg Christoph Tobler, der Verfasser des pseudogoethischen Hymnus „Die Natur“, im Zürcher Taschenbuch 1924 p. 71 ff.

<sup>2)</sup> Leu & Co. war nur Hypothekendank. Über die früheren zürch. Bankverhältnisse vgl. G. Meyer v. Knonau, der Kanton Zürich 1. A. I. p. 339 u. 343 u. Werner Bleuler, Bank in Zürich 1836—1906, p. 9 ff.

<sup>3)</sup> Es wurden später Haab, Kägi, Kleiner und Stoll Professoren an der zürch. Universität, Stadler Professor an der Eidg. techn. Hochschule und Schröter Professor an der Techn. Hochschule in München.

<sup>4)</sup> In der Memoiren-Literatur war Tobler gut bewandert. Die Vorliebe für das Persönliche brachte ihn auch mit Männern zusammen, die einst selber Geschichte gemacht hatten, so kurz vor dem Weltkriege mit Emile Olivier, dem französischen Ministerpräsidenten von 1870.

<sup>5)</sup> Da in Leipzig die Zulassungsbedingungen für Ausländer leichter waren als für Inländer, wurde er dort auch ohne regelrechtes Maturitätszeugnis immatrikuliert. Im Anschluß an die Leipziger Ausweise erfolgte dann die Immatrikulation an der heimischen Hochschule ohne Schwierigkeiten. Aber noch auf dem Todsbette machte er sich in seiner Bescheidenheit Gedanken darüber, ob man damals den Verzicht auf das sonst unerläßliche einheimische Reifezeugnis nicht als Gunstbezeugung gegenüber dem Sohne eines reichen Vaters hätte auslegen können.

<sup>6)</sup> Eisenbahn-Unfälle und -Unglücke im Inland wie im Ausland verfolgte er mit größter Aufmerksamkeit darauf hin, ob sie durch Versagen der Signalvorrichtungen entstanden seien. War dies der Fall, so ruhte er nicht, bis er die genauen Aufschlüsse hatte. Unfälle auf den Untergrundbahnen der Weltstädte beschäftigten ihn ganz besonders. Wiederholt ließ er sich das einschlägige Zeitschriften- und Zeitungsmaterial durch Presseauschnitt-Bureaux besorgen.

<sup>6a)</sup> Es handelte sich dabei z. T. um europäische Berühmtheiten, wie Werner Siemens, Thomson & Baudot. Im übrigen sei auf die oben erwähnten Arbeiten von Prof. Edg. Meyer hingewiesen.

<sup>7)</sup> Es konnte ihm Stoßfeufzer auspressen, wenn er sogar Musikbestimmte unterstützen sollte. Die Musik war ihm nämlich mehr Geräusch als Wohlklang; hatte er doch einmal in Italien in einem Hotel, als man ihm beim Mahle einen Platz neben der kleinen Hotellokapelle anweisen wollte, mit komischem Entsetzen erklärt: Io detesto la musica, und einen Platz am anderen Ende des Saales verlangt.

<sup>8)</sup> Seiner Abneigung gegen Sitzungen pflegte er oft recht deutlichen Ausdruck zu geben. In Bibliothekkommissionen hätte er sich wählen lassen, wenn ihre Geschäfte im wesentlichen in der Durchsicht neuer Bücher bestanden hätten; denn für Bücher interessierte er sich. Als er aber vernahm, daß bei der Stadtbibliothek und noch mehr bei der Zentralbibliothek Bücheranschaffungen in den Kommissionsverhandlungen nur geringe Rolle spielten, lehnte er Anfragen wegen eines Beitrittes dankend ab. Bibliothekarische Tätigkeit hatte auch er, bevor er mit dem Verfasser in engeren Verkehr trat, sich im wesentlichen als ein ruhiges Prüfen der Neuerscheinungen und ein Vertiefen darin vorgestellt und war dann bei näherer Kenntnis von dem Überwiegen der Verwaltungsgeschäfte und von der Unruhe des Amtes sehr überrascht.

<sup>9)</sup> Welche wunderliche Heilige es gibt, mag die Adressseite eines Briefes zeigen, der anfangs 1923 um ein Darlehen von 50,000 Fr. zum Ankauf eines Heimwesens bat. Sie lautete: „An einen edlen Großkapitalisten in Zürich. Gott der allmächtige Führer möge diesen Brief durch die edle Post an den rechten Ort führen.“ Die Post gab ihn in der Winkelwiese ab.

<sup>9a)</sup> Wie schwer es ihm fiel, zeigt ein Schlusseintrag im Tagebuch von 1916: „Ich bitte Gott, mir Kraft zu geben, um trotz allem noch etwas leisten zu können im Leben.“

<sup>10)</sup> Umso mehr pflegte er dafür den Gedankenaustausch mit den zuständigen Männern der Obertelegraphendirektion in Bern.

<sup>11)</sup> Anstalten und Instituten vermachte er nicht weniger als 1,695,000 Fr., nämlich: 250,000 Fr. der Zentralbibliothek Zürich; je 150,000 Fr. der Anstalt Balgrist für krüppelhafte Kinder und der Witwen- und Waisenkasse der Professoren der Eidg. Technischen Hochschule; je 100,000 Fr. der Witwen- und Waisenkasse der Professoren der Universität Zürich, dem Zürcher Stadttheater, dem Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften, dem Schwesternhaus zum Roten Kreuz; je 50,000 Fr. der Schwesternkasse des Schwesternhauses zum Roten Kreuz, der Witwen- und Waisenkasse für Geistliche des Kantons Zürich, der Tonhalle Zürich, dem Freien Gymnasium Zürich, der Freien Schule Zürich, der Eidg. Winkelriedstiftung, der Kantonalen Winkelriedstiftung, der Freiwilligen und Einwohnerarmenpflege Zürich, dem Frauenverein für zerstreut lebende Protestanten, dem Kranken asyl und der Diakonissenanstalt Neumünster, der Schweiz. Anstalt für Epileptische Zürich, der Schweiz. Pflegerinnenschule Zürich; 30,000 Fr. dem Kinderspital Zürich; je 20,000 Fr. den Geistlichen für die Armen der Grossmünstergemeinde Zürich, dem Blindenheim „Dankesberg“ Zürich, dem Hilfsfonds der Gotthardbesatzung; je 10,000 Fr. den Ferienkolonien Zürich, den Lesesälen der Pestalozzigeellschaft Zürich, dem Blindenheim für Männer Zürich, dem Zürcher Kunsthaus, der Neuen Hautklinik Zürich; 5000 Fr. der Kellerschen Anstalt für schwachsinige Kinder in Goldbach b. Zürich.

1894. Gottfried Keller als Maler. Von Carl Brun.
1895. Die Wicksche Sammlung von Flugblättern und Zeitungsnachrichten aus dem 16. Jahrhundert in der Stadtbibliothek Zürich. Von Ricarda Huch.
1896. Joh. Martin Usteris dichterischer und künstlerischer Nachlaß. Von Dr. Conrad Escher.
1897. Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799. Von H. Zeller-Werdmüller.
1898. Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Literatur. Von Theodor Vetter.
1899. Der „Überfall von Midwalden“ (9. Sept. 1798), bearbeitet nach ältern handschriftlichen Aufzeichnungen. Von Dr. Conrad Escher.
1900. Johann Heinrich Füssli als Privatmann, Schriftsteller und Gelehrter. Freier Auszug aus dem Manuskripte seines Biographen Wilhelm Füssli.
1901. Die Zürcher Familie Schwend (c. 1250—1536). Von Ernst Diener.
1902. Johann Jakob Heidegger, ein Mitarbeiter G. F. Händels. Von Theodor Vetter.
1903. Johann Heinrich Schinz, ein zürcherischer Staatsmann und Geschichtskenner im XVIII. Jahrhundert. Von Gerold Meyer von Knonau.
1904. Der Zürcherische Hilfsverein für die Griechen 1821—1828. Von Alfred Stern
1905. Heinrich Thomann, Landvogt und Seckelmeister (1520—1592). Von Dr. Conrad Escher.
1906. Briefe aus der Fremde von einem Zürcher Studenten der Medizin (Dr. Georg Keller) 1550—1558. Von Dr. T. Schieß, St. Gallen.
1907. Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen von Johann Heinrich Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259. Herausgegeben von Gerold Meyer von Knonau.
- 1908—1909. Die Staatsgefangenen auf Narburg im Winter 1802/03. Aus den Aufzeichnungen des Seckelmeisters Joh. Caspar Hirzel. Von Hermann Escher. 2 Hefte.
1910. Dr. jur. Jakob Escher-Bodmer, gew. Oberrichter (1818—1909). Von Dr. Conrad Escher.
1911. Die Eingaben des zürcherischen Volkes zur Verfassungsrevision des Jahres 1830. Ein Beitrag zur Geschichte der Regeneration. Von Hans Nabholz.
- 1912—1914. Johann Jakob Reithard. Von Dr. Rudolf Hunziker. 3 Hefte.
1915. Eine ungedruckte Kriegszeitung vor hundert Jahren (1813—1815). Von Wilhelm Dechsl.
1916. Die Schenkungen des Herrn W. Füssli, Kunstmaler, an die zürcherische Stadtbibliothek. Von Dr. Conrad Escher.

---

## Neujahrsblätter der Zentralbibliothek.

1917. Johann Caspar Hirzel, der ältere. Von Dr. Bruno Hirzel.
1918. Aus dem Briefwechsel Paul Usteris mit Naturforschern und Medizineren. Von Wilhelm Dechsl.
1919. Entstehungsgeschichte und Baubeschreibung der Zentralbibliothek. Von Herm. Escher und H. Fies.
- 1922—1923. Geschichte der Stadtbibliothek Zürich. Von Hermann Escher. 2 Hefte.
1924. Adolf Tobler, 1850—1923. Von Hermann Escher.

---

Preis: Heft 1842—1848 à Fr. 1.50; 1849—1900 à Fr. 1.— (1888 à Fr. 2.—; 1894 vergriffen); 1901—1916 à Fr. 1.50; 1917 und 1918 à Fr. 2.—; 1919, 1922 und 1923 à Fr. 3.—.

---



**S**raftur